

# Daheim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.  
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XIV. Jahrgang.    Ausgegeben am 3. November 1877.    Der Jahrgang läuft vom Oktober 1877 bis dahin 1878.    1878. N<sup>o</sup> 5.

## Unser Graf.

Eine Erzählung von Theodor Hermann Pantenius.

Nachdruck verboten.  
Bd. V. 11. / VI. 70.

VI.

Die Morgenröthe ist die größte Feindin der Leidenschaft. Wie ihre hellen warmen Strahlen den Grafen vor zwei Tagen berührt hatten, so ließen sie heute auch die Gräfin ihre Lage in einem ruhigeren Lichte betrachten. Sie hatte nach dem Kaffee ihr Lieblingsplätzchen aufgesucht, einen kleinen freien Platz mitten zwischen den Blumenbeeten des Gartens, auf dem ein Tischchen und zwei Stühle standen, und nähte fleißig an einer Stickerei. Der Morgen war köstlich, die Sonne schien hell und warm, die Blumen dufteten, rings um sie her war alles offen und frei, wie sie es liebte. Schmetterlinge gaultelten von Beet zu Beet, im Schatten der Hecken perlten noch Thautropfen und vielstimmiger Vogelgesang erfüllte Park und Garten.

Die Gräfin hatte Gelpensier gesehen, ohne Zweifel. Ein Grund zu ernstlicher Besorgniß lag durchaus nicht vor. Die neue Gouvernante war ihr unsympathisch — nun, das sind Gouvernanten oft. Das junge Mädchen war mitunter etwas vorlaut, man konnte ihr das abgewöhnen. Das Schlimmste war, daß die Gräfin sich gestern eine Blöße gegeben hatte, allein sie konnte das künftig vermeiden. Die Fremde durfte jedenfalls nicht zwischen sie und ihren Mann treten. Sie gefiel Georg — wohlun, sie mußte geschont werden. Er war ja unfähig gutmüthig, weich und mitleidig — wenn er ein aus dem Nest gefallenes Vöglein fand, traten ihm Thränen in die Augen — es war nur natürlich, daß er für die Verlegte Partei ergriffen hatte, zumal die Verlegte halb und halb eine Waife und zumal sie arm war. Die Zurückweisung war derb ausgefallen, sehr derb, aber Georg war nach weicher Menschen Art heftig und aufbrausend. War die Gouvernante nur tüchtig als solche, so ließ sich schon mit der Zeit ein erträgliches Verhältniß herstellen. Aber war sie eine tüchtige Gouvernante? Das, was sie gestern während der Debatte vorgebracht hatte, war so unrettbar, so unklar gewesen.

Die Gräfin warf einen Blick auf ihre Uhr und erhob sich.  
XIV. Jahrgang. S. 1.

Sie ging gemessenen Schrittes ins Haus und begab sich ins Schulzimmer.

„Sie haben wohl nichts dagegen, Fräulein Heinersdorf,“ sagte sie eintretend, „daß ich mir erlaube, Ihrem Unterrichte für ein Stündchen beizuwohnen. Ich muß mich doch überzeugen, ob meine kleinen Wildfänge Ihnen nicht allzu viel zu schaffen machen.“

Alice war beim Eintritt der Gräfin über und über roth geworden. „Sie sind sehr freundlich, gnädige Frau,“ sammelte sie verwirrt.

Die Gräfin rückte sich einen Stuhl ans Fenster und setzte sich so, daß sie ihr Gesicht Alice zuwendete, sah sie aber nicht an, sondern war eifrig mit ihrer Stickerei beschäftigt.

„Wünschen Sie vielleicht, daß ich ein kleines Examen anstelle?“ fragte Alice.

„O bitte, durchaus nicht. Lassen Sie sich durch mich in keiner Weise stören. Ignoriren Sie meine Gegenwart vollständig.“

Die kleinen Mädchen sahen erst Fräulein Heinersdorf und dann einander an und lachten — halb verlegen und halb erfreut, jedenfalls aber zerstreut. Auch Alice war zerstreut. „Sie kommt, um zu finden, daß ich eine schlechte Lehrerin sei,“ dachte sie.

Die Voraussetzung eines fesselnden Unterrichts ist ein gewisses magnetisches Fluidum, das Lehrer und Schüler verbindet, das aber nicht latent wird, wenn der Lehrer nicht bei der Sache ist. Letzteres war aber jetzt eben der Fall. Alice ertheilte eine Rechenstunde, aber sie war, so viel Mühe sie sich auch gab, zerstreut. Sie dachte, während sie ihren Schülerinnen das Dividiren mit benannten Zahlen beizubringen versuchte, darüber nach, ob sie die Dame am Fenster mit den schön geschwungenen Augenbrauen, den langen seidenen Wimpern und den griechischen Gesichtszügen wohl je lieb gewinnen könnte, und verwickelte sich darüber so in die Ballen, Kieß, Buch und Bogen



ihres Exempels, daß die Wimper sich hoben und die blauen Augen sie so verwundert ansahen, daß sie darüber erschraf und nur noch mehr verwirrt wurde.

„Ach, ich war zerstreut — nein — so ist es nicht, wir wollen noch einmal anfangen, Kinder. Also gebt Acht!“

Die kleinen Mädchen wandten sich für einen Augenblick nach der Mutter um, lächelten und blickten dann wieder mehr neugierig als aufmerksam auf die Tafel. Die Gräfin sah längst wieder auf ihre Stiderei und Alice begann von neuem. Es gelang ihr aber wieder nicht, ihre Aufmerksamkeit auf Rieß, Buch und Bogen zu konzentrieren, sie dachte vielmehr nur: „Ach Gott, für wie dumm muß die Gräfin mich halten!“ Auch der zweite Versuch mißlang. Alice hatte sich nie so unglücklich gefühlt wie in diesem Augenblick. Die Verzweiflung gab ihr denn auch endlich die Klarheit ihres Geistes zurück, aber jetzt waren die Kinder zerstreut und gaben die einfältigsten Antworten.

Endlich, endlich schlug die Uhr zehn. Die Gräfin erhob sich, küßte ihre Töchter auf die Stirn und verneigte sich gegen Alice. Diese, im innersten erregt, roth, erhitzt wie sie war, fühlte, daß sie irgend etwas sagen mußte, aber was?

„Gnädige Frau,“ stammelte sie mit einer Stimme, in der künftige Thränen durchzitterten, „Sie dürfen —“

„O bitte, mein Fräulein,“ fiel ihr die Gräfin mit einem Blick auf die Kinder ins Wort, „Sie hatten sich geirrt. Das kommt natürlich vor. Sie rechneten das Buch zu zwanzig Bogen, während es vierundzwanzig hat. Ich wollte nicht stören, sonst hätte ich Sie auf Ihr Versehen aufmerksam gemacht. Auf Wiedersehen!“

Da Frau Jua viel größer war als Alice, so hatte diese zu ihr aufsehen müssen. Jetzt wandte die Gräfin ihr den Rücken zu und Alicens Blicke suchender Blick fiel nur noch auf die langen Falten und die weite Schleppe ihres weißen Morgenkleides.

„Sie ist durchaus unfähig,“ dachte die Gräfin, während sie die Treppe hinabstieg. „Meine Befürchtungen erfüllen sich, statt einer Gouvernante haben wir ein Stüd adeligen Proletariats ins Haus bekommen. Sie war zerstreut — schön — aber könnte ich wohl je so zerstreut sein, daß ich nicht mehr wüßte, wie viel Bogen ein Buch hat und dann, warum würde sie durch meine Gegenwart zerstreut?“

„Der Herr Doktor ist auf der Veranda,“ meldete der Diener im Vorhof.

„Guten Morgen, Doktor,“ rief die Gräfin, als sie die Veranda betrat, und streckte dem Angeredeten beide Hände entgegen. „Wie geht es daheim?“

Der Doktor, ein großer Mann mit grauem Haupthaar und Vollbart und einem von Wind und Wetter roth gefärbten Gesicht, ergriff die Hände der Gräfin und führte sie an die Lippen. „Dante bestens, Gnaden,“ — so nannte er die Gräfin auf ihren Wunsch, wenn sie allein waren — „die Alten sind ganz wohl. Na, wie sollten sie auch nicht, Paul kommt Ende nächster Woche.“

„Kommt er, Doktor? Kommt er wirklich? Das ist herrlich. Sehen Sie, Doktor, Sie bringen mir immer etwas Liebes, darum liebe ich Sie auch so.“

„Wirklich? Thue ich das. Na ja, früher, als man noch mit Zuckerkrugeln wirken konnte und Schokoladepfägen, da war ich bei meinem Gnaden ein lieber Gast — aber jetzt auch noch?“

„Jetzt auch noch, Doktor. Aber kommen Sie — Sie wissen, ich muß Luft und Licht haben. Sie lieben ja auch die Sonne. Geben Sie mir Ihren Arm — so, kommen Sie!“

Sie stiegen nun die Treppe hinab und suchten den Platz wieder auf, den die Gräfin vorhin verlassen hatte.

Die Augen des Arztes ruhten mit zärtlichem Ausdruck auf der Gräfin. Er hatte viele Kinder und er liebte sie sehr, aber er liebte doch keines mehr als sein Gnaden.

„Sie sehen übel aus,“ sagte er. „Wo fehlt es?“

„Es ist nichts, Doktor. Wer sieht nicht einmal etwas angegriffen aus?“

„Nein, nein, Sie haben Ringe unter den Augen — Sie sehen wirklich angegriffen aus.“

„Ich versichere Ihnen, Doktor, ich bin ganz gesund. Waren Sie schon im Hospital?“

„Ich? Im Hospital? Nein, was soll ich da. Da ist ja — Gott sei Dank, kein Mensch darin. In der Kuchtsstube war ich — wissen Sie — der Kinder des Brandwine wegen — aber das hat nichts auf sich.“

„Nun, das ist erfreulich. Also eine gesunde Zeit.“

„Na ja, hier. Aber drüben im Fargelschen — das halbe Gebiet krank. Ich sage Ihnen, Gnaden, die Leute rissen sich um mich.“

„Waren Sie so weit gefahren?“

„Ja, was blieb mir übrig? Sie haben dort keinen Arzt. Da war eine arme Frau — ein Kuchtsweib — konnte nicht gebären. Arme Leute — vier Kinder waren schon da — das fünfte ging zu Grunde — daß Gott erbarm!“

„Kommen Sie wieder hin, Doktor?“

„Na ja, weiß schon, danke herzlich, werde es besorgen lassen. Zehn Rubel werden zunächst genug sein, behalten Sie die fünf nur, Gnaden, hole sie mir schon ab, ein andermal. Oder warten Sie — geben Sie sie doch lieber her — so — danke herzlich, legen Sie noch fünf zu, dann langt es für den Hirsch im Smiltentrage. Armer Kerl — hat die Schwindhust, kann nichts verdienen, daß Gott erbarm! Was die Staupte anbetrifft — wissen Sie, die Mutter von der hübsigen Kalle — die kriegt nichts. Sie hat es nicht nötig, bekommt von der jüdischen Gemeinde zwei Rubel monatlich. Nein, die will nur für die Tochter ein Krongeld zusammensparen, hat aber noch keine Gile damit.“

Die Gräfin drohte dem Doktor mit dem Finger.

„Na ja, was wollen Sie — für ein hübsches Mädchen behält auch ein alter Kerl noch ein Auge. Apropos, ein alter Kerl bin ich, das habe ich neulich geübt — ich sage Ihnen, Gnaden, ich wäre vorgestern, als ich nach Fargel fuhr, um ein Haar ertrunken.“

„Aber, Doktor!“

„Nein, wahrhaftig. Na bleiben Sie nur sitzen, Gnaden, aber ich wäre wahrhaftig um ein Haar Chakte gewesen. Wissen Sie, es war schon dunkel, und ich verfehlte die Furth durch die Erle — und mit einem Male fällt der Branne herein — was soll ich Ihnen sagen, Gnaden — nur die Thren standen heraus.“

„Nun? Nun?“

„Na ja, was ist da zu Ru—en? Ich heraus und an den Gaul heran. Aber ich sage Ihnen, es wurde mir höllisch schwer, die Nöhre an die Fägel zu fassen, ich sage Ihnen, Gnaden, höllisch schwer. Na ja, man wird alt, Gnaden, man wird alt. Aber sprechen wir von etwas anderem — vom Alter spricht man nämlich nicht gern, Gnaden — nein, wahrhaftig nicht. Wie gefällt Ihnen denn die neue Gouvernante? Soll ja ein bildhübsches Mädel sein.“

„Wie so, wer sagt das?“

„Na ja, der Herr von Grünhof, wissen Sie, Gnaden, der bei der Accie — junger blonder Mensch — Nordschmarre über die ganze linke Wange. Na ja, was rede ich, er kam ja von Ihnen. Begegnete ihm gestern Abend. War ganz aus Rand und Band. Soll ja reizende Gräbchen haben. He? Hören Sie, Gnaden — die Edelkonne da gedeiht aber wirklich ganz famos.“

„Ja, sie gedeiht.“

„Na ja, schön. Ihr müßt sie aber nicht maltraitiren, weil sie adelig ist.“

„Was fällt Ihnen ein, Doktor!“

„Na ja, wir sprechen ja unter uns. Sie haben auch ein bißchen adeligen Tid — ein klein bißchen, Gnaden, aber doch ein bißchen.“

„Nun, dann müßte ich ja gerade glücklich sein, sogar eine adelige Gouvernante zu haben.“

„Na ja, das scheint so, ist aber nicht so. Man denkt, sie wird immer Kuchen haben wollen und gönnt ihr darüber das liebe Brot nicht. Na ja, mein Gnaden wird ihr gutes Herz schon mitsprechen lassen. Armes junges Ding! Muß auch kein Vergnügen sein, den alten Heinersdorf zum Vater zu haben.“



„Wie so, Doktor, wie so?“

„Na, der Alte ist keinen Schuß Pulver werth. Die ganze Masse hat eigentlich nie was getaugt — verfluchtes Volk, die Engländer, sagt der alte Graf Nechberg, sprechen meinen ehrlichen Namen Heinersdorf aus. Na ja, aber lassen Sie es das Dingchen nicht entgehen. — Wie geht es dem Grafen? Uebernimmt also doch Hallermünde? Na ja, freut mich. Er ist der Mann dazu — werden einmal dreimal so reich sein, als Sie jetzt schon sind, Inachen. Na ja, laun meinen Armen schon recht sein. Gräß Sie Gott, Inachen.“

„Aber bleiben Sie doch zum Frühstück, Doktor. Georg wird gleich nach Hause kommen. Sie können ja dann auch die Gräbchen von Fräulein Heinersdorf bewundern.“

„Ja, ha, ha! Na ja, das fehlt noch. Bin heute in Sorgen. Wird eine schandbar heiße Fahrt werden, aber was thun? Dazu ist man da. Adieu, Inachen, und grüßen Sie den Grafen. Na ja, und stiden Sie nicht so viel. Taugt nichts — taugt gar nichts. Na ja — Adieu, Inachen.“

Der Doktor sah schon in seinem Wägelchen, und der Stallknecht vorn am Kopf des Pferdes ließ schon die Jügel fahren, als der Doktor dem Diener zurief: „Rufen Sie doch einmal die Amalie.“

Der Diener eilte ins Haus, und Amalie erschien. Alice hätte schwerlich geglaubt, daß Amalie je so freundlich aussehen könne wie jetzt.

„Guten Tag, Amalie,“ sagte der Doktor in lettischer Sprache. „Geben Sie Aht, daß die Gräfin nicht zu viel frickt.“

„Ja wohl, Herr Doktor,“ erwiderte Amalie ebenfalls lettisch. Die Gräfin und der Doktor waren die einzigen Menschen, mit denen Amalie lettisch sprach — in beiden Fällen redete eben ihr Herz.

Der Doktor trieb sein Pferd an. In der Allee begegnete ihm der Graf.

„Ich danke Ihnen, Doktor, daß Sie gleich gekommen sind. Sie haben doch meiner Frau nichts von meinem Brief erzählt?“

„Nein, nichts. Na ja, mit dem Unwohlsein ist es übrigens nicht so schlimm, wie ich fürchtete — keine Indisposition, das gibt sich. — Na ja, wie geht der neue Dengst?“

„Danke, Doktor, leicht. Also Sie meinen, es habe nichts auf sich? Ina ist aber in den letzten Tagen ganz verändert, so reizbar.“

„Na ja, die Frauen sind alle reizbar — man muß sie eben nicht reizen. Adieu, Herr Graf!“

Der Besuch des alten Freundes hatte die Gräfin noch mehr beruhigt. „Also die Heinersdorfs hatten ein so schlechtes Menomée! Und speziell Alice's Vater taugte nicht viel. Ganz richtig, der Graf hatte sich ja kürzlich ihrem Vater gegenüber ähnlich ausgesprochen. Und dann — der Vater hatte recht, wenn er betonte, daß man von seinen Lieben nichts Schlechtes glauben dürfe. Der Graf — nein, ihr Eiferfuchtsanfall war doch noch thörichter gewesen, als sie geglaubt hatte. Ina Campbell eiferfuchtig auf Alice Heinersdorf, das war lächerlich und weiter nichts!“

Frau Ina ging durch das Souterrain ins Haus, um dem Koch noch einen Auftrag zu erteilen. Als sie das Speisezimmer der Dienstboten durchschritt, fiel ihr Blick auf die noch an der Wand lehnenen Stahlstiche. Der Graf hatte recht, man mußte bemüht sein, dem armen Mädchen, das unter seinen Verhältnissen doch gewiß sehr litt, eine Freude zu machen. So wenig sie auch als Gouvernante taugte, so konnte man sie immerhin nicht vor Ablauf eines halben Jahres entlassen, und bis dahin konnte man dazu beitragen, ihr das schwere Leben zu erleichtern. Die Gräfin gab den Befehl, die Bilder hinaufzubringen und zunächst in einem leerstehenden Gastzimmer abzustellen. Sie wollte selbst ihren Gemahl an sein Vorhaben erinnern.

Der Graf lehnte verstimmt nach Hause zurück. Er war, als die neue Gemeindeordnung eingeführt worden war, einstimmig zum Gemeindevorsteher der Gemeinde Rotenhof erwählt worden und hatte die Wahl angenommen, aber er hatte sich bald überzeugt, daß sein neues Amt keine Sinecure war. Auch

beim redlichsten Willen, auch beim geschicktesten Vorgehen gelang es nur schwer oder auch wohl gar nicht, die natürliche Kurzsichtigkeit und den Eigennutz der Bauern zu überwinden. Heute hatte es sich darum gehandelt, einen endgültigen Entschluß über den Bau eines Armenhauses zu fassen. Die Armen der Gemeinde waren bisher bei den einzelnen Bauern in Pension gegeben worden und waren dabei eben so schlecht gefahren, wie die Gemeinde selbst. Jetzt sollten sie nun in einem eigenen Armenhause verpflegt werden, aber vergeblich hatte der Graf alle seine Beredamkeit erschöpft, um zu beweisen, daß ein solches sich nicht nur besser überwatchen ließe, sondern daß diese Anordnung sich auch als bedeutend billiger erweisen würde. Die wohlhabenden Wirthe und selbst die besser gestellten Knechte hatten gedacht, wir kommen doch nicht ins Armenhaus und hatten den Antrag abgelehnt. Der Graf hatte seine Frau aufgesucht und ging nun langsam mit ihr auf und ab.

„Es ist zum Verzweifeln,“ fuhr er fort. „Ich erbot mich, den Grund und Boden unentgeltlich herzugeben, die Ziegel, die Balken, den Kalk — nichts half. Dabei waren sie alle die Freundlichkeit in Person. Und doch kenne ich sie — wäre ich nicht Gemeindevorsteher, säße ich ihnen nicht immer auf dem Nacken — Gnade Gott den Armen! Sie hätten es noch schlimmer als jetzt, müßten vielleicht gar wie früher in jeder Woche in ein anderes Gefinde! Ich sage Dir, Ina, wenn ich an alle diese armen schwachen Kerlchen und Weiblein denke und an die hartherzigen, gesunden starken Männer — wahrhaftig, es ist, um unter die konservativen Heulbrüder zu gehen und im Namen von Deutschthum und Lutherthum die selbige Brotpreitsche zu reklamieren.“

„Aber könntest Du ihnen nicht das Haus fix und fertig herstellen?“ fragte Frau Ina. „Würde das so sehr viel mehr kosten?“

„Gewiß könnte ich das, aber ich will es nicht. Sie müssen doch lernen, selbst an die Ahrigen zu denken. Ich will Ihnen ja helfen, aber Schenten ist nicht Helfen. Es ist zum Todtärgeren. Aber ich lasse nicht nach, ich will doch einmal sehen, ob ich nicht hartnädiger bin als sie. Eine Bande! Aber sprechen wir von etwas anderem!“

Sie durchschritten gerade ein kleines trautes Pflaundersübchen und des Grafen Blick fiel auf einen schönen Stahlstich über dem Sopha. „Apropos,“ sagte er, „sind die Bilder für das Zimmer unserer kleinen Hausgenossin aufgesucht?“

Die Gräfin hatte selbst ihren Gemahl an die Bilder erinnern wollen, aber jetzt, da er sich nach ihnen erkundigte, ging seine Frage ihr wie ein Stich durchs Herz. Also, er hatte mitten unter seinen Geschäften doch noch Zeit gefunden, an die „kleine Hausgenossin“ zu denken!

„Ich habe die Bilder abhängen und vorläufig ins dritte Gastzimmer stellen lassen.“

„Vortrefflich, das wird ja ganz prächtig. Wie kriegen wir sie nur für eine halbe Stunde aus ihrem Zimmer? Man muß die kleinen Mädchen ins Geheimniß ziehen.“

„Es ist angerichtet!“ meldete der Diener.

Als man gefrühstückt hatte, rief der Graf die Töchter bei Seite. „Gehet Ihr jetzt spazieren?“

„Ja wohl, Papa! Willst Du mitkommen?“

„Nein. Ich habe aber eine Ueberraschung für Fräulein Heinersdorf im Sinn. Ihr müßt daher dafür sorgen, daß sie nicht vor einer halben Stunde zurückkehrt. Versteht Ihr?“

„Was ist es? Lieber guter Herzenspapa, was ist es?“

„Sage es uns, Papa, wir werden ganz gewiß schweigen!“

„Seid nicht so neugierig. Nach einer halben Stunde werdet Ihr wissen, worum es sich handelt.“

Der Graf kehrte in das Speisezimmer zurück und damit hatten die Quälereien seitens der Töchter ein Ende.

Sie nickten aber nun erst der Mutter und dann einander zu, bis Alice aufbrach.

Frau Ina hatte unterdessen darüber nachgedacht, ob sie nicht mit Rücksicht auf die Eindrücke, die sie in der Rechenstunde empfangen hatte, die „Ueberraschung“ verhindern sollte. Nach solchen Ueberraschungen mußte die doch unvermeidliche Kündigung noch peinlicher sein. Sollte sie andererseits ihrem



ohnehin so vielgeplagten Manne diese harmlose Zerstreuung mitgönnen? Die Gräfin blieb sitzen.

Sobald der Graf vom Fenster aus gesehen hatte, daß Alice und die Kinder im Garten waren, befahl er dem Diener, die Witter in das Zimmer der Gouvernante zu bringen. Er selbst holte sich ein Kästchen mit Nägeln und einen Hammer und lehrte dann zu seiner Frau zurück. „Kommt!“ sagte er.

„Ich danke,“ erwiderte die Gräfin, „Du bringst es jawohl auch allein fertig.“

Frau Ina fühlte selbst, daß ihre Antwort unfreundlich war, aber sie konnte nicht anders. Ihr innerstes Wesen strebte sich dagegen, sich an dieser Ueberraschung zu betheiligen.

Der Graf blickte seine Frau verwundert an und ging dann schweigend hinaus. Die halbe Freude war ihm verdorben.

„Ina ist doch mitunter recht theilnahmslos,“ dachte er.

Als er das Zimmer der Gouvernante betrat, fand er übrigens die Freundigkeit an seinem Vorhaben zum Theil wieder. Es war da alles so zierlich und traulich und recht nach Frauenart mit den kleinsten Mitteln Hübsches erreicht. Die Blumen standen zwar nur in Gläsern, aber die Gläser befanden sich an der rechten Stelle, auf dem Schreibtische waren einige, an sich freilich sehr unbedeutende Kleinigkeiten anmuthig vertheilt, hier stand ein Körbchen, dort ein Kästchen. Der Graf dachte darüber nach, welches Bild er ihr wohl über den Schreibtisch hängen könnte, aber keines der vorhandenen eignete sich für diesen Zweck. „Was könnte ich hierher hängen? Halt, ich habe es. Sie wird ohne Zweifel für ihn schwärmen, alle schwärmen ja für ihn. Christoph, eile einmal hinunter und bringe mir schnell das Bild, das in meinem Vorzimmer über dem Sopha hängt!“

Das Bild wurde gebracht und fand eben so wie die anderen seinen Platz. Der Graf betrachtete sein Werk mit zufriedenen Blicken; das Zimmer hatte wirklich sehr gewonnen. Er sah nach der Uhr — es war die höchste Zeit. Als er aus dem Zimmer schlüpfte, hörte er die Kinder schon auf dem Vorjaal lachen.

Alice stieg die Treppe zwar langsam, aber doch überaus neugierig hinan. Die Kinder hatten ihr gegenüber natürlich nicht reinen Mund gehalten — was für eine Ueberraschung konnte aber der Graf ihr bereiten?

Als sie das Zimmer betrat, stieß sie unwillkürlich einen Ruf freudigen Erkennens aus. Ueber ihrem Schreibtisch hing das Bild ihres Lieblings, hing Bismarcks Bild. Wie zartfühlend war das wieder! Wie hatte er aber nur in Erfahrung gebracht, daß sie für Bismarck schwärmte? Nun, sie mußte das doch einmal geäußert haben. Aber damit nicht genug, da hingen noch andere Bilder. Das Zimmer war noch einmal so traulich!

„Sehen Sie, Fräulein Deinersdorf,“ sagte die kleine Erna mit Stolz, „so ist Papa. Wenn er jemandem eine Freude machen kann, so geht er meinetwegen zu Fuß nach Miga.“

Alice lächelte. „Ja, Ihr habt einen sehr guten freundlichen Papa,“ sagte sie, „Ihr müßt ihn auch recht lieb haben!“

„Spah! Und ob wir ihn lieb haben!“ war die Antwort. Alice erröthete plötzlich über und über. Bei dem Gedanken, daß der Graf in ihrem Zimmer gewesen war, überfiel sie ein Gefühl seltsamer Blödigkeit; hatte er auch nur alles in Ordnung gefunden? Aber so viel sie auch umherspähte — alles stand, wo es stehen mußte.

Der Graf war unterdessen ungehört hinabgelangt und begab sich zu seiner Frau. „Inachen,“ sagte er, „da oben sieht es ja aus wie im Zimmer einer Jose. Du könntest der jungen Dame doch auch einen Teppich unter den Schreibtisch und einen vor das Sopha legen lassen.“

„Es wird geschehen, Geora.“

„Schön, mein Liebchen. Auf Wiedersehen!“

Der Graf begab sich in sein Arbeitszimmer und war sofort in Verhandlungen aller möglichen Art vertieft.

Als er zu Tisch kam, trat ihm Alice entgegen, reichte ihm die Hand und dankte ihm für seine Aufmerksamkeit. Sie sah allerliebst aus, wie sie so vor ihm stand und über und über erröthend ihren Dank stammelte. Der Graf bemerkte, daß er nie ein zarteres Blau an der Schläfe einer Dame gesehen hatte, und die Grübchen waren heute noch lieblicher als gewöhnlich.

„Ihr Herr Gemahl hat mich in so freundlicher Weise überrascht, gnädige Frau, indem er mir meinen Liebling über den Schreibtisch hing.“

„Wen meinen Sie, mein Fräulein? Wer ist Ihr Liebling?“

„Der Graf Bismarck.“

Die Gräfin warf einen raschen Blick auf ihren Gemahl. „Nun, es freut mich, daß mein Mann Ihren Geschmack getroffen hat,“ sagte sie; ihre Worte klangen aber wie: „Ja, was geht das mich an!“

Der Umstand, daß er wieder einmal einen rechten Griff gethan hatte, stimmte den Grafen heiter. Er erzählte, daß er gleich nach dem Essen nach Papensadt — so hieß die nahegelegene Kreisstadt — fahren müsse, um dort am Abend einen Vortrag im landwirthschaftlichen Verein zu halten. Da seine Frau sich durchaus schweigend verhielt, so wandte er seine Worte unwillkürlich an Alice, der der Verein ja ohnehin etwas Neues war.

„Und worüber werden Sie sprechen?“ fragte Alice.

„Ueber das Gipsen von Alee. Sie müssen nämlich wissen, daß meine Zuhörer zum größeren Theile Bauern sind. Wir haben diesen Verein ins Leben gerufen, um an unserem Theile zur Verbreitung landwirthschaftlicher Kenntnisse unter dem Landvolke beizutragen.“

„Das ist sehr gemeinnützig, Herr Graf.“

„Finden Sie? Wenn es damit nur besser aus der Stelle ginge. Bisher halten wir Gutsbesitzer den Vortrag und debattiren dann darüber; natürlich nur, um die Leute dazu zu veranlassen, daß sie mithsprechen, daß sie wenigstens fragen; aber bisher ist das alles verlorene Liebesmühe. Wir reden uns heiser, und sie lächeln, lächeln — Sie wissen ja, unsere Bauern lächeln immer, wenn ein Edelmann dabei ist — aber sie schweigen. Ich habe neulich schon absichtlich den größten Blödsinn gesprochen, nur um sie in Horniich zu bringen; aber alles vergebens. So fabriciren wir dann um die Wette — wir Blech, die Bauern Gold.“

Als die Mahlzeit aufgehoben worden war, fragte der Graf Alice, ob sie reite. Als sie die Frage verneinte, drang er in sie, sie möge es doch erlernen. „Ich habe einen alten Schimmel,“ sagte er lachend, „der für solche Zwecke wie geschaffen ist.“

Die Aussicht, reiten zu können, war für Alice sehr verlockend; sie hatte sich das Reiten immer so herrlich gedacht; aber ihre fuhr der Gedanke durch den Kopf, daß sie dazu eines Reittkleides bedürfe, und sie wollte doch sparsam sein.

„Ich danke Ihnen, Herr Graf,“ sagte sie, „aber ich fürchte, was Hänschen nicht lernte, lernt Hans nimmermehr.“

„Nun, mit dem Hans hat es, denke ich, noch gute Weile,“ erwiderte der Graf lächelnd, „überlegen Sie sich die Sache.“ Der Wagen hielt vor der Thür.

„Du siehst übel aus, Ina,“ sagte der Graf, indem er sich verabschiedete.

„Ich danke Dir, es hat nichts auf sich. Ich habe ein wenig Kopfweh und will mich daher etwas zurückziehen.“

(Fortsetzung folgt.)

## Persönliche Erinnerungen aus den Jahren 1848—1850.

Nachdruck verboten.  
Bef. v. 11. / VI. 70.

### II.

Es ist nicht meine Absicht, auf die Details der Straßenkämpfe, namentlich des Kampfes in der Nacht vom 18. zum

19. März näher einzugehen. Die Fehler, die man damals auch militärischerseits begangen, sind demnächst so allgemein anerkannt, daß eine Kritik derselben als überflüssig und verspätet erscheint.





Som Duffeldorfer Waffentische. 3. Johann Wilhelm überbringt der Kurfürstin die Jagdbeute. Originalzeichnung von Max Solthardt.

fo-  
ihm  
jah  
über  
er  
ehen  
ge-  
Beise  
über  
ng?"  
nahl.  
ge-  
"Ja,  
Griff  
er  
nahe-  
einen  
seine  
seine  
etwas  
wissen,  
Wir  
Theile  
dem  
Stelle  
id de-  
zu zu  
; aber  
n uns  
Bauern  
eigen.  
in ge-  
s ver-  
Blech,  
te der  
drang  
alten  
wie ge-  
hr ver-  
gedacht;  
n eines  
fürchte,  
Weite."  
Sache."  
er sich  
abe ein  
n."  
gt.)  
eboten.  
71. 70.  
als auch  
erkannt,  
erscheint.



Jedenfalls ist das Militär nicht auf der Straße, sondern im königlichen Schlosse besetzt, und man hat es, so viel ich weiß, der Distrikten der militärischen Befehlshaber zu danken, daß man niemals genau erfahren, von wem der Befehl zum Zurückziehen des Militärs eigentlich ausgegangen ist. Daß die militärischen Befehlshaber dabei nicht auf ihre eigene Verantwortung und ohne Befehl gehandelt haben, darf jedenfalls als unzweifelhaft betrachtet werden. Kriegsminister war damals bekanntlich der General von Rühr.

So weit meine Information reicht, war es dem nicht ohne Geschick in Scene gelegten Petitionen, Adressen- und Deputationen-Sturm gelungen, die Situation in den düstersten Farben darzustellen und die Mäßigkeit und Besonnenheit in den maßgebenden Kreisen in einer Weise zu trüben und zu erschüttern, daß man eben nicht mehr davor zurückredete, mit bewaffneten Empörern zu unterhandeln und die Beobachtung der bestehenden Gesetze durch gesteigerte Konzeffionen zu erkaufen.

Der plötzliche Ansturz des Bürger-Königthums in Frankreich und die eilige Flucht des „Napoleons des Friedens“ so wie der Ausbruch und siegreiche Fortgang der Revolution in Wien gewährten den nöthigen Anhalt, um auch den Thron und die Dynastie der Hohenzollern als gefährdet erscheinen zu lassen, und deren Erhaltung davon abhängig zu machen, daß die Krone sich ihrer besten Widerstandsmittel beraube und sich mit gebundenen Händen denjenigen überliefere, welche bei Lichte betrachtet, die eigentlichen Dirigenten des revolutionären Marionetten-theaters waren.

Es war für jeden, welcher sich einigermaßen seine Nüchternheit bewahrt hatte, eine überaus schmerzliche Wahrnehmung, wie wenig die Fürsten und deren Rathgeber aus der Geschichte Ludwigs XVI und der ersten französischen Revolution gelernt hatten.

Man hatte es verstanden, zwei Saiten an seinen Bogen zu spannen, auf der einen Seite die Drohung, daß man abfallen und der Revolution anheimfallen werde, falls die verlangten Konzeffionen nicht gewährt würden, auf der andern die Versicherung, daß der „bessere Theil des Volkes“ durchaus nicht revolutionär gesinnt sei, und daß man sich mit Vertrauen dem Schutze dieser Elemente anheim geben könne. Leider war die Konfusion groß genug, um den brennenden Widerspruch nicht zu bemerken.

Es war im Grunde dieselbe Anschauung, welche damals das Aufhören des Konfliktes von der Entfernung des Militärs, und welche heute die Einführung des goldenen Zeitalters von der Beseitigung des Staates und der Gesetze erwartet.

Dazu kam, daß man schon vor dem Ausbruch der Straßenkämpfe entschlossen war, in der Hauptsache nachzugeben, wie denn Herr von Bodelschwingh konstatiert hat, daß man schon am 14. März, als der vereinigte Landtag berufen wurde, den Beschluß gefaßt habe, dem preussischen Staate eine Konstitution oder, um genauer zu reden, eine Verfassung zu geben, in welcher die Gesetzgebungsgewalt und das Bestenungsrecht zwischen dem Könige und den Ständen getheilt sei, die Vollziehungsgewalt aber dem König verbleibe, um sie durch ein der Krone und den Ständen verantwortliches Ministerium auszuüben.

Ebenso hatte, wie demnächst urkundlich festgestellt worden ist, das preussische Gouvernement bereits den Entschluß gefaßt, eine Reorganisation und Consolidation Deutschlands in der Weise anzubahnen, wie sich demnächst das Patent vom 18. März ausspricht, mit alleiniger Ausnahme des deutschen Parlaments, und General von Radowitj war nach Wien gesandt, um das dortige Kabinet für diese Ansichten zu gewinnen.

Hieraus bildete sich die irrthümliche Auffassung, daß, nachdem alles, was gefordert werde und billigerweise gefordert werden könne, im Prinzip bereits zugestanden sei, verständigerweise auf beiden Seiten kein Grund mehr vorliege, den Kampf fortzusetzen, und daß insbesondere das besitzende Bürgerthum selbst ein erhebliches Interesse dabei habe, den Excessen baldigst ein Ende gemacht zu sehen.

Schon damals nämlich ließ sich hinter den politischen Postulaten des besitzenden Bürgerthums die Stimme der

„arbeitenden Klassen“ vernehmen und zwar so deutlich, daß die städtischen Behörden schon am 9. März die Eröffnung einer Arbeitsnachweisungsanstalt beschloßen, deren eigenthümliches Resultat freilich darin bestand, daß sich am ersten Tage sieben-tausend Arbeitsuchende meldeten, von denen Einem Arbeit nachgewiesen und die übrigen mit frommen Wünschen entlassen wurden.

Ebenso brachte schon damals die „Vossische Zeitung“ in der Besorgniß, die Pariser Erregenschaften möchten sich auch auf Berlin übertragen, einen Warnungsruf an die Arbeiter, in welchem die Worte: „Laßt Euch nicht täuschen,“ in den verschiedensten Versionen wiederholt wurden, und der mit den Worten schließt: „Was Ihr wünscht, ist am wenigsten zu erreichen durch den Schwindel der Aufregung, der die Massen ergreift. Er tobt wie ein Strom, der durch den Damm bricht und die Felder verwüthet, die er nähren soll, die Felder, wo die Nahrung auch für Euch wächst, wenn sie Euch auch nicht zugehört. Was Sonnenschein und befruchtender Regen für die Ernte des Feldes, das ist Ordnung und Frieden für die Ernte der Arbeit. Der Aufstand aber ist Hagelschlag! Darum und immer wieder: Laßt Euch nicht täuschen!“

Dieser Warnungsruf „an die wackeren Arbeiter und Handwerker“ fand indes bei diesen nur wenig Gegenliebe, wurde vielmehr mit „erregtem Drohen“ und „erbitterten Demonstrationen“ beantwortet, während die Arbeiter ihre eigenen Wünsche schon damals in einer besonderen Adresse an den König niederlegten. Diese Adresse lautete wörtlich: „Allerdurchlauchtigster König! In dieser schon seit Jahren für uns so schwer bedrängten und drückenden Zeit wagen die Arbeiter jedes Standes eine Bitte an Euer Majestät zu richten. Diese Bitte ist um schleunige Abhilfe der jetzigen großen Noth und Arbeitslosigkeit aller Arbeiter und Sicherstellung ihrer Zukunft. Der Staat blüht und gedeiht nur da, wo das Volk durch Arbeit seine Lebensbedürfnisse befriedigen und als fühlender Mensch seine Ansprüche geltend machen kann. Wir werden nämlich von Kapitalisten und Wucherern unterdrückt; die jetzigen bestehenden Gesetze sind nicht im Stande, uns vor ihnen zu schützen. Wir wagen daher, Euer Majestät unterthänigst vorzustellen, ein Ministerium zu bestellen zu wollen, ein Ministerium für Arbeiter, das aber nur aus Arbeitgebern und Arbeitern zusammengesetzt werden darf und deren Mitglieder nur aus beider Mitte selbst gewählt werden dürfen. Ein solches Ministerium ist nur im Stande, den wahren Grund der drückenden Lage des Volkes kennen zu lernen, das Loos der Arbeiter zu verbessern, den Staat vor drohenden Gefahren zu schützen, Eigenthum und Leben allen bevorstehenden Verwüstungen nicht preiszugeben. In tiefster Unterthänigkeit verharrend.“

Zu dieser Adresse lieferte alsdann der Berliner Korrespondent der „Mannheimer Abendzeitung“ (der Heimat der späteren Baffermannischen Gestalten) einen sehr verständlichen Kommentar, indem er unter dem 16. März abends 8 Uhr schreibt: „Der Schloßplatz ist dicht mit Volk gefüllt, es wogt auf und ab, es werden häßliche Reden gehalten; woher kommt unsere Noth? höre ich fragen. Weil die Reichen den Vortheil von unserer Arbeit ziehen! Sie verpassen, was wir in unermüdlicher Schweiß erarbeiten. Uns wirft man sechs Groschen hin, davon sollen wir mit Weib und Kind leben.“ Und weiter: „Hätten die Arbeiter Waffen, so wäre die Regierung jetzt schon verloren. Nirgends in Deutschland wird es dem bewaffneten Volke leichter werden, seine Dränger zu überwinden als in Preußen, denn das ganze Volk ist waffengeübt.“

Meine stets festgehaltene Auffassung der Vorgänge des 18. März geht deshalb auch dahin, daß die revolutionäre Bewegung jener Tage sich aus zwei verschiedenen Faktoren zusammensetzte, nämlich aus dem „freisinnigen besitzenden Bürgerthum“ und aus dem „eigentlichen Volke“ welches, damals allerdings noch unklar über seine eigenen Forderungen und Ziele, bereits murrend und grollend hinter jenem stand.

Hieraus wird es denn auch sofort verständlich, daß während nach den weitgehenden politisch-konstitutionellen Konzeffionen das Bürgerthum in lauten Jubel ausbrach und dem König in



voller aufrichtiger Begeisterung seinen Dank und seine Huldigung darbringen wollte, das Volk und dessen Führer in keiner Weise befriedigt waren, und daß deshalb die eigentlich gefährliche Bewegung erst ihren Anfang nahm, als man die Ruhe bereits wieder hergestellt glaubte.

Es war dies die Nachahmung dessen, was in Paris geschehen war, wo man „Reform“ begehrte und „Republik“ empfing, nur mit dem Unterschiede, daß sich in Frankreich die Zerlegung der großen Masse, welche man bis dahin unterchiedslos unter dem Namen des dritten Standes zusammengefaßt, bereits vollzogen hatte, und „Bourgeoisie“ und „arbeitende Klasse“ sich schon seit längerer Zeit schroff und feindlich gegenüberstanden. Dadurch war in Paris eine selbständige Aktion der arbeitenden Klasse ermöglicht, während in Berlin diese Scheidung sich erst mit der Gründung des deutschen Reiches und der Einführung des allgemeinen direkten Wahlrechts vollzogen hat, nachdem bis dahin die unteren Volksklassen sich noch unter der Leitung und Vormundschaft des bestehenden Bürgerthums befanden.

Ebenso wird es von diesem Gesichtspunkte aus auch verständlich, weshalb in Berlin wie in Wien die Haltung der Studentenschaft so wesentlich in das Gewicht fiel, indem diese als das Bindeglied zwischen der gebildeten Bevölkerung und den unteren Volksklassen fungierte und, indem sie letzteren die Handlungsfähigkeit gewährte, dieselben doch zugleich an die Postulate und Bestrebungen des Bürgerthums festelte.

Es ist dies eine Betrachtungsweise, die vielleicht manchen um so mehr zum Nachdenken veranlaßt, als die kürzlich gelegentlich des Dühring'schen Falles zu Tage getretene Verbindung eines Theils der Studentenschaft mit der sozialdemokratischen Partei wenigstens als ein Symptom zu deuten sein dürfte, daß namentlich derjenige Theil der studirenden Jugend, welcher der polytechnischen Schule in Paris entspricht, seine Zukunftsstellung bereits zu suchen beginnt.

Nicht ohne Grund kann ich deshalb auch meinerseits von einem „Mißverständnisse“ sprechen und zwar von einem doppelten, indem einmal die Regierenden die beiden Faktoren der Bewegung mit einander vermischten und dadurch zu einer unrichtigen Auffassung der schließlichen Explosion gelangten und andererseits, indem die ursprünglichen Führer und Leiter übertrübt und verwirrt wurden, hinter sich Tritte und Stimmen zu vernehmen, welche sich ansichtigten, den zweiten Akt des Dramas in Szene zu legen.

Nur wenn man dies festhält, wird der weitere Verlauf einigermaßen verständlich.

Es ist bekannt, daß der Beschluß, das Militär zurückzuziehen, mancherlei Phasen durchlief. Zuerst war nur davon die Rede, das Militär nicht „aggressiv“ aufzutreten zu lassen, vorausgesetzt, daß dasselbe nicht von der anderen Seite gereizt, beleidigt oder angegriffen würde. Später willigte man unter der Voraussetzung, daß die städtischen Behörden in diesem Falle die Garantie für die Ruhe und Sicherheit übernahmen, darin ein, die Truppen in demselben Maße zurückzuziehen, als die Aufständischen ihrerseits die Waffen niederlegten und die Barricaden hinwegräumten. Dieses Zugeständniß wurde demnächst dahin erweitert, daß man um des angeblichen guten Eindrucks willen sich dazu verstand, mit dem Zurückziehen der Truppen den Anfang zu machen, bis man schließlich dahin gelangte, das Zurückziehen der Truppen überhaupt zu beschließen mit dem alleinigen Vorbehalte, das königliche Schloß, das Zeughaus, die Bank, die Seehandlung und dergleichen, wie es heißt, mit „harter Hand militärisch besetzt zu halten“.

Das schließliche Resultat dieser verschiedenen Befehle ist bekannt, ebenso daß die Verantwortlichkeit dafür von den verschiedensten Personen gegen einander hin- und hergeschoben worden ist. Soweit meine Kenntniß reicht, bleibt die Verantwortung dafür dem Grafen Arnim, da das bisherige Ministerium und speziell der Minister von Bodelschwingh bereits am 18. sein Amt in die Hände des Königs zurückgegeben und der Graf Arnim mit der Bildung des neuen Ministeriums betraut war. Graf Arnim hat überdies eingeräumt, jene verhängnisvolle Absicht vernommen zu haben, bevor sie ausgeführt war, und so wenig

anzunehmen ist, daß Herr von Bodelschwingh seinem Amtsnachfolger eine solche Erbbschaft wider dessen Wissen und Willen hinterlassen haben sollte, ebenso muß daran festgehalten werden, daß der Graf Arnim die Pflicht hatte, einem solchen Beschlusse zu widersprechen und dessen Ausführung zu hindern, als derselbe sich seines Einverständnisses nicht erfreute.

Einen derartigen folgenreichen Beschluß, von dessen eminenten Gefahr man angeblich durchdrungen ist, stillschweigend in demselben Augenblicke passiren zu lassen, wo man in Begriff steht, mit der Präsidentschaft des neuen Ministeriums die Verantwortlichkeit für dessen Folgen zu übernehmen, ist schwer zu glauben und noch schwerer zu rechtfertigen.

Welche Personen sonst noch auf jenen Beschluß entscheidend eingewirkt, wage ich kaum positiv zu beantworten. Genannt wurden damals neben einer Anzahl kleinerer Größen: den Herren Braß, Böniger, Neßthab, Gutzkow, Raunyn und den verschiedenen Deputationsmitgliedern, namentlich Alexander von Humboldt und der Major von Binde-Obendorf. Letzterem lege ich meinerseits nicht die Bedeutung bei, einen maßgebenden Einfluß ausgeübt zu haben; dagegen circulirte von dem ersteren damals die eigenthümliche Erzählung, daß er dem Könige unter Bezugnahme auf Cäsar die Nothwendigkeit dargelegt habe, nunmehr auch seinerseits über den Rubicon zu gehen, daß aber diese Vorhaltung ohne besondere Wirkung geblieben, weil ein bei dem Könige sehr angesehener General auf die Frage des ersteren nach seiner Meinung die Antwort gegeben: „Majestät, ich kenne den Keel, den Cäsar, nicht, ich weiß auch nicht, was Rubicon ist; ich weiß nur, daß, wenn Cäsar ein so kluger Mann gewesen ist, er ganz gewiß das nicht gethan hätte, was uns eben angerathen wird.“

Wie nicht anders zu erwarten stand, schlossen sich unmittelbar an den Abzug des Militärs die eigentlich gefahrdrohenden und empörenden Scenen des ganzen Dramas, Scenen, die unzweifelhaft noch einen ernsteren Charakter angenommen hätten, wenn es nicht den Aufständischen selbst an einem Stichworte für diese unerwartete Eventualität gefehlt hätte. Das Schloß mit allem, was drinnen war, befand sich eine Zeit lang unbesetzt in dem Besitze des „Volkes“, und man weiß aus der Erfahrung späterer Zeit, was selbst die wohlgeübtesten „Bürgergarden“ organisirten Volksmassen gegenüber bedeuten.

Wenn es nichtsdestoweniger nicht zu blutigen Excessen kam und der Sturm sich vielmehr in einzelnen Akten der Roheit erschöpfte, so ist der Grund hierfür wesentlich darin zu suchen, daß das Bürgerthum selbst das dringende Bedürfniß des Abwiegens empfand, und daß die hinterstehenden Massen noch nicht so weit geschult waren, um sogleich ex tempore die Forderung liefern zu können.

Auf eine nähere Roheitsstatistik jener Tage einzugehen, scheint mir nicht angezeigt. Das Herantragen der Leichen bis in den Schloßhof und was damit zusammenhängt; die Insulten einzelner Militärpersonen; die Excesse gegen mißliebige Bürger sind in der That nicht viel mehr als, wie sie später bezeichnet wurden, das Schaupiszen der Revolution, freilich ein recht schmutziges.

### III.

Es war beides, die Stärke und die Schwäche des vorwärtlichen preussischen Königthums, alles in allem zu sein, und es dard deshalb nicht überraschen, wenn die Erschütterung des Königthums sich sofort durch alle Glieder und Gelenke des preussischen Staates fühlbar machte.<sup>\*)</sup>

Bei dieser Gelegenheit mag noch einmal darauf hingewiesen werden, daß der verewigte König für seine Gedanken und Pläne so wenig Verständniß und geeignete ausführende Hände fand, daß er selbst einem Vertrauten (dem General von Gerlach) gegenüber seine Verwunderung darüber aussprach, daß er so wenig durchsehen könne. „Das ist in Rußland ganz anders“, sagte er, „mein Schwager Nikolaus braucht nur ein Wort zu sagen, so geschieht es.“

<sup>\*)</sup> Der verewigte Präsident von Gerlach pflegte dies in seiner eigenthümlichen Weise dahin auszudeuten, daß er sagte: „Preußen kann nur durch seinen König ruinirt werden, und dieser König muß noch dazu ein geistreicher sein.“



„Ja, Euer Majestät,“ erwiderte Gerlach, „die Wünsche des russischen Kaisers haben das Eigentümliche, sich in den unteren Regionen zu Stodprügeln zu krystallisieren.“

Zugleich stellte sich auch bei uns die eigenthümliche Thatsache heraus, daß ähnlich, wenngleich in geringerem Grade wie in Frankreich unter dem ancien régime, sich auch in Preußen eine neue Staatsidee mit einem entsprechenden Organismus ausgebildet hatte, welche, nachdem in der Märzbewegung die bisherige Umhüllung gefallen war, alsbald auf dem Plan erschien, um die Stelle des alten auszufüllen.

Dabei glaube ich gut unterrichtet zu sein, wenn ich der Behauptung Ausdruck gebe, daß es nicht etwa das den Hohenzollern unbekanntes Gefühl der Furcht gewesen, welches den König zu seinen Konzeptionen bewog, und daß ebenso wenig die frühere königliche Anschauung über den Werth geschriebener Verfassungsurkunden eine Wandlung erfahren, daß es vielmehr die eigenthümliche religiöse und kirchliche Auffassung des königlichen Herrn war, welche ich nicht besser zu bezeichnen weiß, als wenn ich an die Worte erinnere, welche an den Propheten Samuel gerichtet wurden, als dieser aufgefordert war, den Juden einen König zu geben.

Es war für die nächste Entwicklung von großer Bedeutung, daß mit dem Zurückziehen des unbeflegten Militärs vor dem übermüdeten und doch siegreich gebliebenen Aufstande zwischen diesen beiden eine tiefe Kluft besetzt wurde, und daß damit sogleich ein fester Wall geschaffen war gegen das weitere Andrängen derjenigen, welche, wie schon angedeutet, den zweiten Akt des revolutionären Dramas in Scene zu setzen versuchten. Man erzählte damals, daß ein Amerikaner, welcher die ruhige wohlgeordnete Haltung der eben noch siegreich vorgebrungenen mit allen Mitteln weiterer Siege ausgestatteten Truppen während des Rückzugs betrachtete und zugleich die über alles Maß hinausgehende Frechheit und Gemeinheit ihrer Dränger wahrnahm, voll Bewunderung über die sittliche Kraft dieses Militärs ausrief: „Preußen war bisher ein freies Land!“

Noch im Laufe des 19. März erfolgte die Bildung des neuen Ministeriums, in welchem unter dem Vorsitze des Grafen Arnim, welcher gleichzeitig, wenn auch nur vorläufig, die Verwaltung des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten und der Verfassungssachen übernahm, dem Grafen Schwerin das Ministerium der geistlichen Angelegenheiten und dem Generallandtagsrath von Auerswald das Ministerium des Innern übertragen wurde; die beiden Justizminister, der Graf Stolberg und der Kriegsminister von Rohr aber einstweilen in ihren Aemtern verblieben, die beiden ersteren jedoch nicht lange, indem gleich darauf die Ernennung des Herrn Bornemann zum Justizminister erfolgte.

Die nächsten Thatsachen, welche sich an diese Neubildung schlossen, waren: ein Amnestiedekret, Freigebung der Pfänder in den Leihhäusern auf Staatskosten, die Geldsammlungen für die Hinterbliebenen und Verwundeten der Barrikadenkämpfer, gegenseitige Lobhudeleien, Extravaganzen der Presse (Extrablatt der Freude), Freilassung der Märzgefangenen sowie der gefangenen Polen, demonstrativer Zug und Dankadresse derselben vor der Wohnung des Prinzen von Preußen, welche letztere, wie man damals erzählte, der Sohn des Bischofs Eilert dadurch vor der Zerstörung bewahrte, daß er sie mit der Aufschrift „Nationaleigenthum“ verschah.

Daneben wurden, um die Massen in Aufregung zu erhalten, die verschiedenartigsten Gerüchte in Kurs gesetzt: Annäherung der Russen, Einrückung der Landwehr und des Landsturms aus den Provinzen, Zurückberufung der Truppen, Rückkehr des Prinzen von Preußen, welcher als das Symbol aller Reaktion verrufen wurde und dem damals wohl niemand das Horoskop gestellt hat, daß er noch einmal der populärste und gefeiertste Mann in Europa sein werde.

Die weitere Entwicklung begann in der von mir bereits angedeuteten Antithese. Auf Seiten des „liberalen Bürgerthums“ das eifrige Bestreben, in der neu erlangenen Macht der Bürgerwehr nicht nur den Schutz für Person und Eigenthum, sondern auch den erforderlichen Rückhalt und die Garantie für die poli-

tischen Erregenschaften zu gewinnen. Auf Seiten des „Volkes“ und seiner Führer das Bemühen, die Aufregung nicht erkalten zu lassen und durch eine Organisation und revolutionäre Erziehung der Massen dem französischen Ideale näher zu kommen. In welcher wahrhaft chaotischen Verwirrung dabei sich alles befand, das zeigt am besten das Programm des konstitutionell gewordenen Kriegsministers, welcher auch seinerseits die durchgreifendsten Reformen in Aussicht stellte. Die Garben sollten aufgelöst, zwischen den Offizieren und Soldaten ein anderes Verhältnis herbeigeführt werden, das Militär aus seiner exklusiven Haltung gegen das Bürgerthum heraustrreten und vor allen Dingen Volksbewaffnung, Linie und Landwehr in den innigsten Zusammenhang treten.

Am meisten in das Auge fallend war jedoch in jenen Tagen das Auftreten in der deutschen Frage. Die einleitende Ansprache des Grafen Schwerin an die bewaffnete Studentenschaft in der Aula der Universität, der Unruhit durch die Straßen Berlins mit der schwarz-roth-goldenen Reden des Königs, deren entsprechenden Bändern, die bezüglichen Reden des Königs, deren Kern später dahin veröffentlicht wurde: „Es ist keine Urreparation von mir, wenn ich mich zur Rettung der deutschen Freiheit und Einheit berufen fühle; ich schwöre zu Gott, daß ich keine Fürsten vom Throne stoßen will, aber Deutschlands Einheit und Freiheit will ich schützen; sie muß gesichert werden durch deutsche Treue, auf den Grundlagen einer aufrichtigen konstitutionellen deutschen Verfassung,“ der Befehl für die preussische Armee, neben der preussischen zugleich die deutsche Kolonne anzulegen und die Proklamation vom 21. März, durch welche die Bildung eines deutschen Parlaments, eines deutschen volksthümlichen Bundesheeres angebahnt und die nothwendige Haltung Deutschlands nach außen angedeutet werden sollte, sind schon anderweit zur Genüge dargestellt.

Als eine eigenthümliche Illustration dieses Unruites wurde schon damals die Thatsache aufgefaßt, daß der zu jener Zeit vielgenannte „Barrikadenkämpfer“, Thierarzt Urban, der übrigens beiläufig bemerkt, der erste war, welcher die Rückkehr des Militärs verlangte und überhaupt der Veröhnung das Wort redete, dicht neben den Hauptpersonen mit einer gemalten Kaiserkrone marichirte.

Daß die deutsche Proklamation im übrigen Deutschland wenig günstige Aufnahme fand, ist bekannt. Noch liegt die Berliner Schlägerei zu frisch vor uns,“ so hieß es damals selbst in den gemäßigtesten Organen. „Die deutsche Kaiserkrone wird nur von Deutschland verliehen und der König von Preußen eröffnet bloß die Schranken des großen Wahlfeldes.“

Dagegen wurde in Preußen, selbst von solchen, die mit dem Inhalt und Ton der Reden und Proklamationen nicht einverstanden waren, das Ganze doch als eine geschickte Diverfion betrachtet, weil dadurch der „Konzentration der inneren revolutionären Gelüste eine unerwartete Fraktion bereitet“, auch die Intentionen des Revolutionärs auf ein Feld geleitet worden seien, welches einem großen Theile, namentlich der Berliner, ein ganz neues Terrain war, für welches sie noch nirgends hinlängliche Uebereinkunft erzielt hatten und sich daher unsicher bewegten.

Namentlich war es der Professor Leo, welcher diese Ansicht vertrat und dieselbe in einer demnächst von ihm herausgegebenen Schrift „Signatura temporis“ ausführlich begründete. Meinerseits kann ich mich dieser Auffassung in der Hauptsache nur anschließen, wie ich es denn überhaupt heute lebhaft bedauere, daß die Partei, welcher ich angehörte, damals so wenig Verständnis für die deutsche Frage, deren Bedeutung und Tragweite an den Tag legte. Dieselbe ist damit im Laufe der Entwicklung einem kurzzeitigen preussischen Partikularismus und Bureaokratismus anheim gefallen und hat sich damit auf vielen Gebieten selbst um die Früchte ihrer früheren Erfolge gebracht.

Ich bin bescheiden genug, mich von diesem Vorwurfe selbst nicht ganz auszuschließen. Man war eben damals noch zu jung und gewöhnt, das Verhältnis der deutschen Fürsten und insbesondere Preußens und Oesterreichs in der idealen Tradition der Befreiungskriege aufzufassen.



## Die Arbeiterunruhen in den Vereinigten Staaten.

Von Theodor Kirchhoff in San Francisco.

Nachdruck verboten.  
Gel. v. 11./VI. 70.

Die letzten Arbeiterunruhen bilden eine der ernstesten Epochen im Volksleben von Amerika, deren tiefgehende Bedeutung jeden, dem das Wohl und Wehe dieses Staatenbundes am Herzen liegt, mit Besorgniß erfüllen muß. Die bedeutende örtliche Ausdehnung der großen „Strikes“, nicht minder wie die Festigkeit derselben, haben hier bis jetzt kein Seitenstück gehabt. Wie ist es möglich gewesen, daß sich unter einer sich im allgemeinen dem Gesetze stets willig unterordnenden und intelligenten Arbeiterbevölkerung, wie die der Vereinigten Staaten es ist, eine derartige zügellose Gesetzwidrigkeit mit Witzgeschwindigkeit verbreiten konnte? Wen trifft die Schuld dieser unerhörten rohen Exzesse? Die Arbeiter oder das Kapital? Oder war es etwa nur das Verbrecherelement, das die Unruhen benutzte, um einen Karneval der brutalsten Ausschreitungen zu feiern?

Bekanntlich befinden sich die großen eisernen Verkehrswege der Vereinigten Staaten in den Händen von gewaltigen Korporationen, rücksichtslosen Monopolisten, deren ganzes Streben darauf gerichtet ist, sich schnell zu bereichern. Diese Gesellschaften üben auf die innere Politik des ganzen Landes und der Einzelstaaten einen außerordentlichen Einfluß. Um großartige Subsidien und Massenschenkungen von werthvollen Ländereien zu erlangen, schämen sie sich nicht, die gemeinsten Mittel in Anwendung zu bringen. Beschungen, niedere politische Umtriebe und andere verwerfliche Einflüsse auf die Gesetzgeber des Landes gelten als erlaubte Mittel, um die angestrebten Ziele zu erreichen. Die durch den Bürgerkrieg kolossal angewachsene Schuldenlast des Landes wurde fast ganz dem Mittelstande aufgebürdet, das Kapital häuete sich mehr und mehr an und begann auf den Arbeiter mit einer Art von souveräner Verachtung herabzuschauen. Dabei herrschte unter den Monopolisten ein gemeiner Broitoid. Keiner gönnte dem anderen seinen Reichtum und eine Korporation suchte die andere zu ruinieren. So entstanden die sogenannten „Eisenbahnkriege“, wobei die Bahnen, deren Bau bereits das Doppelte und drei Mal so viel gekostet hatte, als er hätte kosten sollen, immer tiefer in Schulden geriethen, während die Herren Eisenbahnmagnaten ihrem Ehrgeiz fröhnten und sich mehr und mehr bereicherten. Zum Besten der Eisenbahnen, hieß es dann, müsse gespart werden; die Ersparnisse wurden aber einfach den Arbeitern aufgebürdet, indem man ihre Löhne reduzierte.

Die Arbeiter, welche noch vor zwei Dezennien in Amerika eine im Vergleich mit ihren europäischen Brüdern beneidenswerthe Stellung einnahmen, sahen ihren Erwerb mehr und mehr geschnitten. Sie hofften indessen, daß die alte gute Zeit allmählich wiederkehren würde und ertrugen die Lohnherabsetzungen mit lobenswerther Standhaftigkeit. Daß sie unter der allgemeinen Geschäftsflodung der letzten Jahre mit leiden mußten, sahen sie ein, sie beunruhigten sich daher, wenn auch nur über ihr Schicksal grollend, der veränderten Erwerbslage an.

Da wurde ein Erlaß der Baltimore- und Ohiobahn bekannt gemacht, der die lange genährte Unzufriedenheit der Arbeiter plötzlich alle Schranken zerreißend ließ. Es handelte sich um eine Lohnherabsetzung von 10 Prozent, die alle Angestellten jener Bahn treffen sollte, deren Tagelohn mehr als einen Dollar betrug. Nun waren bereits im August 1876 die Löhne der Heizer und Bremser um fünfzig Cents pro Tag herabgesetzt worden, die neue Herabsetzung der Löhne traf sie daher doppelt hart, zumal bei der gegenwärtigen Vertheuerung aller Lebensmittel. Da sich auch andere große Eisenbahnkorporationen dieser Maßregel anschlossen, so wurde sie die nächste Ursache zu den großen „Strikes“, welche sich von Baltimore aus wie ein schnell dahineilendes Prairiefener von Stadt zu Stadt bis nach dem fernen Westen fortpflanzten und in San Francisco einen ganz unprovokirten Angriff des Pöbels — nicht der Arbeiter! — auf die Chinesen hervorriefen. Das Verbrecherelement, welches in den vom Strike betroffenen großen Städten des Ostens angehäuft war, machte sich auch dort die von den Arbeitern bezogene Bewegung zu Nutzen. Die da-

selbst verübten Brandstiftungen, Plünderereien und in blutige Kämpfe ausartenden wüsten Exzesse sind zum größten Theil durch dasselbe veranlaßt worden.

Der erste blutige Zusammenstoß zwischen den „Strikers“ und den Milizen fand am 19. Juli in Martinsburg in Westvirginien statt und wiederholte sich bereits am folgenden Tage in Baltimore in größerem Maßstabe. In den Straßen dieser Stadt kam es zu einem blutigen Kampf zwischen einem Marylander Milizregiment und den Aufständigen. Die Stadt hat es wohl nur dem ganz planlosen Vorgehen der aufständischen Volkshäufen zu verdanken, daß ihr ein ähnliches Schicksal erspart blieb, wie es kurz darauf Pittsburg ereilte. Die ganze Linie der Baltimore- und Ohio-Eisenbahn befand sich bald in den Händen der durch die Kämpfe in Baltimore und Martinsburg entflammten Arbeiter. Allenhalben waren die Bahnhöfe von zügellosen Menschenhaufen umlagert und wurden theilweise zerstört. Der Verkehr war, mit Ausnahme einiger weniger Postzüge, denen das Geleise frei gelassen wurde, ganz und gar unterbrochen, und an verschiedenen Punkten fanden blutige Zusammenstöße zwischen den Aufständigen und den Milizen statt. Der Gütertransport hatte ganz aufgehört. In wüstem Durcheinander standen die zusammengeschichteten meilenlangen Frachteinheiten auf den Seitengeleisen oder lagen umgestürzt und zerstört mit den Lokomotiven auf und neben dem Bahnkörper. Die Heizer, Weichensteller, Bremser, Zug-, Lokomotivführer, Ingenieure u. wurden gezwungen, ihre Züge im Stich zu lassen, und diejenigen Arbeiter, welche sich nicht freiwillig den Strikenden angeschlossen hatten, wurden mit Gewalt an der Ausübung ihrer Dienstpflicht verhindert.

Da der Arbeiteraufbruch immer größere Dimensionen annahm und sich der Strike schnell über viele Hauptbahnen im Osten der Union bis nach Chicago und St. Louis und südwärts bis nach Texas verbreitet hatte, so daß Fabriken aller Art zum Stillstand gezwungen wurden, die Produktion in den Kohlenbergwerken aufhörte und die fortgesetzten Exzesse in eine großartige Arbeiterrevolution auszuarten drohten, schritt die Centralbehörde in Washington energisch gegen die Aufständigen ein und unterstützte die Einzelstaaten mit der ganzen disponiblen Bundesmacht, um den Aufbruch nieder zu werfen. Aber es bedurfte der größten Anstrengungen von den mit der Militärmacht und der Lokalpolizei zusammenwirkenden Bürgern, um der gesetzwidrigen Bewegung Herr zu werden.

Am schlimmsten sah es auf den großen Bahnlängen aus, welche den Staat Pennsylvania durchkreuzen. Hier fanden die Strikenden eine zu Gewaltthätigkeiten besonders aufgelegte Bevölkerung unter den nach tausenden zählenden Arbeitern in den Kohlen- und Petroleumdistrikten und den zahlreichen Fabriken. Das Land befand sich bereits seit längerer Zeit in großer Aufregung durch die von der sogenannten „Molly-Maguirebande“ in der pennsylvanischen Kohlenregion begangenen Gewaltthatigkeiten und Mordthaten. Diese „Molly-Maguires“ waren ein Geheimbund, der die Minenarbeiter bei mehreren kleineren Strikes, die bereits früher stattfanden, zwingen wollte, ganz nach ihrem Willen zu handeln. Die Bevölkerung sympathisirte trotzdem mit jenen gefesselten Banden und legte den Behörden, welche gegen dieselben einschritten, alle möglichen Schwierigkeiten in den Weg. Mannigfache vergebliche Anstrengungen wurden gemacht, die Begnadigung der Missethäter zu erlangen, bis endlich eine Anzahl derselben schwere Kerkerstrafen erhielten und zehn der Anführer in Philadelphia den Galgen bestiegen mußten. Der Strike der Arbeiter an der Baltimore- und Ohiobahn fiel daher in Pennsylvania wie ein Funke in ein Pulverfaß und fand alsbald die ausgedehnteste Nachahmung.

Um den Zuzug von Truppen zu verhindern, rissen die Arbeiter an den pennsylvanischen Bahnen an vielen Stellen die Schienen auf und zerstörten die Brücken. Die mit Milizen angefüllten Waggons wurden, wo es sich machen ließ, während der Fahrt von den Schienen geworfen und öfters mit Gewehrfener begrüßt. Sowohl die Arbeiter als der Pöbel hatten ihr be-



sonderes Augenmerk auf die Frachtzüge gerichtet, um durch die Verhinderung des Gütertransports die Kapitalisten und die großen Eisenbahncorporationen zu schädigen, wobei die schlechten Elemente des Aufstuhres sich die Gelegenheit zu Engrössplünderungen nicht entgehen ließen.

In der Stadt Pittsburg kam es zu einem heftigen Kampfe zwischen den Strikern und den aus Philadelphia gegen dieselben zu Hilfe gerufenen Milizen. Hier sowohl wie in Baltimore begann die Bürgerwehr sofort nach den ersten treffenden Steinwürfen auf die Aufstührer zu feuern und richtete unter den sie zuerst fröhlich begrüßenden Volkshaufen ein ganz unnötiges Blutbad an, wobei sogar Frauen und Kinder ums Leben kamen; ein Verfahren, das durchaus ungerechtfertigt erscheint und die Wuth der Aufständischen zur Raserei entflammte. Die Stadt Pittsburg befand sich am 21. und 22. Juli vollständig in der Gewalt der Aufstührer, denen sich tauende von Fabrikarbeitern und Minern aus den Kohlenbergwerkdistricten angeschlossen hatten. Das Uniondepot, der Hauptbahnhof in Pittsburg, ging in Flammen auf. Es wurden dort 70 Lokomotiven, 250 Waggons und Gebäulichkeiten und Waarengüter im Betrage von fünf Millionen Dollars zerstört. Die Philadelphiaer Milizen mußten eine förmliche Belagerung im steinernen „round house“ (Lokomotivengebäude) aushalten. Der Pöbel schob ganze Reihen von in Brand gesteckten Waggons heran, um die verhassten Vuntröcke zu verbrennen, und diese konnten von Glad sagen, daß es ihnen gelang, während der Nacht zu entkommen. Schließlich wurde der Aufstührer durch ein schnell organisiertes Vigilanzcommittee unterdrückt und die Ruhe wieder hergestellt.

Während der folgenden Tage verbreitete sich der große Strike durch das Innere der Staaten Pennsylvania und Ohio und weiter westwärts bis nach Chicago und St. Louis. Sowohl die Kohlenminen-districte wie zahlreiche Fabriken wurden vom Strike betroffen, der sich auf die verschiedensten Schichten der Arbeitergesellschaft erstreckte. In Detroit stritten sogar die Zeitungsjungen, indem sie verlangten, daß die Tagesblätter ihnen 4 Cent billiger als sonst geübt war, pro Nummer verabreicht werden sollten — eine Bewegung von Jungamerica, die ein schmähtliches Ende nahm, indem die Eigentümer der Zeitungen ganz einfach den Straßenverkauf ihrer Blätter einstellten, bis sich die Jungen der alten Ordnung wieder anbequemen.

Das energische Einschreiten der wenn auch numerisch sehr schwachen Bundesmacht und eine Proclamation des Präsidenten der Vereinigten Staaten, worin dieser den Aufstührern unter Androhung der strengsten Strafen gebot, von ihrem gesetzwidrigen Verfahren sofort abzulassen, verfehlte nicht, die Strikern zu entmuthigen, und nach und nach kam wieder Ordnung in das Chaos. Die Bundesoldaten stellten überall, wo sie sich bliden ließen, ohne besondere Mühe die Ordnung wieder her, und selbst ganz kleinen Abtheilungen derselben wurde nur selten der Gehorsam verweigert, wogegen die Strikern den Milizen und der Polizei stets „die Hölle heiß machten“. Nur die Furcht vor der Bundesmacht unterdrückte den Aufstührer schnell. Die Einzelstaaten konnten diese fast nur durch die sich als Schutzwehr organisirenden Bürger unterstützen, denn vor den Milizen hatten die Aufstührer wenig oder gar keinen Respekt. Es wiederholte sich hier dasselbe seltsame Schauspiel, wie es sich in Columbia, im Staate Südkarolina, zur Zeit des letzten Wahlsampfes zwischen den Gouverneurskandidaten Hampton und Chamberlain gezeigt hatte, als ein paar schwache Kompagnien von Bundesoldaten das Staatshaus gegen eine nach Zehntausenden zählende, bis an die Zähne bewaffnete wüthende Volksmasse besetzt hielten und es niemand wagte, sie anzugreifen, obgleich man sie sozusagen in der Hand hätte zerdrücken können. Die Erkenntniß, daß das ganze Volk der Vereinigten Staaten hinter jenen Korporalswachen stand, gab diesen damals wie jetzt wieder die moralische Kraft einer kriegsbereiten Armee.

Seltener Weise blieben die Städte an atlantischen Küstengeküsten, mit Ausnahme von Baltimore, von Arbeiterunruhen verschont. Bei dem massenweisen Vorhandensein des verbreche-

rischen Elementes in jenen großen Handelsplätzen würde ein Aufstührer daselbst die unheilvollsten Folgen gehabt haben. In Chicago, wo sich namentlich die Fabrikarbeiter in Menge am Strike betheiligten, welche Gelegenheit vom Pöbel zu Straßentravallen benutzt wurde, kam es noch am 26. Juli zu einem blutigen Zusammenstoß zwischen dem Gefindel und den Vereinigten Staaten-Truppen, wogegen es den Stadtbehörden in St. Louis gelang, die drohende Arbeiterbewegung daselbst durch das energische Auftreten einer schnell organisierten Bürgerwehr im Keime zu ersticken. Damit hatte sich der große Strike im Osten der Union ausgetobt.

Die Union- und Centralpazific-Eisenbahnen, welche bekanntlich die Verbindung zwischen dem Osten der Vereinigten Staaten und Californien herstellen, entgingen dem zerstörenden Einflusse des „Strike“ nur dadurch, daß ihre Leiter kluger Weise gleich zu Anfang der Arbeiterbewegung die auch hier bereits angelegte Lohnherabsetzung von zehn Prozent wieder rückgängig machten. Nur die Stadt San Francisco wurde an dieser Seite des Continentes durch den großen Strike indirekt berührt. Doch war der Verlauf der Unruhen hier durchaus nicht der Art, wie ihn der Telegraph zuerst in die Welt hinausposaunt hat, und er konnte fast mit dem bekannten Ausspruch „Biel Lärmen um Nichts!“ bezeichnet werden.

Nachdem in mehreren Massenversammlungen von den hiesigen weißen Arbeitern Beschlüsse gefaßt worden waren, worin man den Brüdern im Osten der Union Sympathie mit ihren Leiden kund gab und den Strikern Erfolg wünschte, glaubten die berüchtigten zahlreichen „Hoodlums“ (Straßengeindeln) der großen Handelsmetropole am Pacific, daß bei der in San Francisco herrschenden Aufregung die Zeit gekommen sei, einen großartigen Krawall mit Raub und Brand zu veranstalten. Banden von halbausgewachsenen Jungen und verworrenen weißen Gefindel durchzogen mit Lärm und Geschrei nächtlicher Weise die Stadt und begannen zunächst einen Kreuzzug gegen die gänzlich unschuldigen Chinesen. Bei dem nichts weniger als freundschaftlichen Verhältnisse zwischen den hiesigen weißen Arbeitern und den Mongolen, welche jenen bei vielen Bränden bereits ganz verdrängt haben, dachten die Herren Hoodlums, daß die weißen Arbeiter sich ihnen anschließen würden und bald alles drunter und drüber geben müßte, bei welcher Gelegenheit sie dann nach Herzenslust rauben und plündern könnten. Darin täuschten sie sich aber, wie die Folge zeigte, ganz gewaltig.

Zunächst begannen die Hoodlums damit, eine erhebliche Anzahl von chinesischen Waschhäusern zu demoliren. Sie erstürmten die Waschhäuser, verfolgten einzelne Chinesen wie gehegtes Wild und drohten damit, demnächst ein allgemeines Blutbad im Chinesenquartier in Scene setzen zu wollen. Dabei folgten Brandstiftungen in verschiedenen Stadttheilen rasch aufeinander, und es zirkulirten die beängstigendsten Gerüchte über einen nahe bevorstehenden Massenaufrühr. Die Poppträger hatten sich in ihrem Stadtviertel förmlich verschanzt, hatten auf die Dächer und in die oberen Stockwerke ihrer Wohnungen Haufen von Feldsteinen und Ziegeln hinaufgeschleppt, die als Wurfgeschosse benutzt werden sollten, und die Thüren und Treppen verammelt. Jeder hatte sich außerdem mit Messern, Schrotflinten, Pistolen, langen Dolchen, Eisenstangen etc. bewaffnet, um den Hoodlums einen warmen Empfang zu bereiten. Nachts herrschte Dunkelheit und Stille in den sonst von laut schnatternden Tartaren förmlich wimmelnden Gassen und Höfen. Selbst die Theater standen leer, da es hieß, daß die Hoodlums Vorbereitungen getroffen hätten, eins derselben während einer Vorstellung mit Torpedos in die Luft zu sprengen.

Das weiße Gefindel, dem die Vertheidigungsmaßregeln der Chinesen kein Geheimniß geblieben waren, hütete sich aber wohlweislich, das engere Chinesenquartier anzugreifen, machte aber dagegen andere entlegene Stadttheile um so unsicherer. Die Brandstiftungen mehrten sich derart, daß die Feuerwehr bei der bedeutenden Ausdehnung der Stadt gar nicht mehr zu Athem kommen konnte, und die Dampfsprizen bald hierhin, bald dorthin jagten. Als sich das Gerücht verbreitete, daß die Dods



der „Pacific Mail Steamship-Company“ und die dort liegenden großen Seedampfschiffe, welche die verhafteten Postträger massenweise importiren, nächstens in Brand gesteckt werden sollten, und daß man ferner den mit einer Ausladung fälligen Dampfer „Tokio“ bei seiner Ankunft erstürmen und alle an Bord befindlichen Chinesen massakriren wolle, wurde sich die hiesige Bürgerschaft der Gefahr bewußt, welche der Stadt drohte, falls die Bewegung der gelesenen Bänden nicht sofort energisch unterdrückt würde.

Da die Polizei nicht zahlreich genug war, um die Hoodlums zu bändigen, so organisirte sich ein aus etwa 7000 Bürgern bestehendes Sicherheitskomitee. Wie ernst die Sachlage genommen wurde, beweist der Umstand, daß das zur Organisation und zur Bewaffnung der Sicherheitswehr nöthige Kapital — etwa 60,000 Dollars Gold — an einem Nachmittage durch freiwillige Zeichnungen zusammengebracht wurde. Kaufleute, Handwerker, Clerks, Arbeiter, Angestellte in Banken und Mäler an der Börsenbörse, Repräsentanten aller Stände fanden sich zusammen und standen in Reih und Glied nebeneinander. Der Geist der „alten Zeit“ schien plötzlich wieder in San Franzisko erwacht zu sein, es hatten ja auch wirklich vielfach dieselben Männer, welche die Anfänger des weltberühmten Vigilanzkomitees vom Jahre 1856 gewesen waren, die Organisation des jetzigen Sicherheitskomitees übernommen. Da es an Gewehren fehlte, so wurden tausende von Bürgern vorläufig mit kerben Knütteln versehen, während fast jeder eine Pistole bei sich führte. In diesem originellen Aufzuge, mit einem breiten weißen Bande als Abzeichen am Nacken, durchzogen die Bürger gemeinschaftlich mit den in alle denkbaren und undenkbar Uniformen gekleideten Stadtmilizen nachts in starken Abtheilungen die Straßen. Die Vereinigten Staaten-Kriegsdampfer „Penacola“ und „Latamanna“ hatten sich in die Nähe der Docks gelegt, um nöthigenfalls einen Angriff auf dieselben zurückzuschlagen, und waren für den schlimmsten Fall geschicktsbereit gemacht worden. Nur einmal wagte es das Gefindel, einen ersten Kravall zu beginnen, als ein in der Nähe des Pacific Mail-Dock gelegenes großes Holzlager und ein mit Del gefülltes Waarenlager in Brand gesteckt worden waren. Die Hoodlums verachteten es bei dieser Gelegenheit, die Feuerwehre von den in Flammen stehenden Holz- und Waarenlagern fortzutreiben und hielten einen in der Nähe der Brandstätte liegenden abschüssigen Hügel besetzt, von wo aus sie einen Steinhaapel auf die Wächmannschaften herabschleuderten. Der Hügel wurde jedoch bald von der Sicherheitswache erstürmt.

Hiermit war die Ruhe in der Stadt wieder hergestellt. Ein Versuch, das dem Führer des Sicherheitskomitees und Anführer der Vigilanten vom Jahre 1856 gehörende Haus vermittels eines Torpedo in die Luft zu sprengen, wurde durch die frühzeitige Entdeckung des bereits in Position gelegten Sprenggeschosses glücklich vereitelt. Den Chinesen hat der Hoodlumaufzug einen solchen Schrecken eingeflößt, daß die letzten nach China zurückkehrenden Dampfer in Menge von ihnen besetzt waren, was bei der sich neuerdings wieder stark vermehrenden chinesischen Einwanderung hier allgemeine Zufriedenheit hervorgerufen hat. Die Stadtbehörde gab den hiesigen Fabrikherren den wohlgemeinten Rath, hinfort mehr weiße Arbeiter zu beschäftigen, was aus Furcht vor künftigen Arbeiterunruhen diesmal besonderen Anklang fand und von verschiedenen Seiten, sowohl in San Franzisko wie im Lande, sofort befolgt wurde.

Wie bereits erwähnt, war eine erneute Herabsetzung der Löhne die nächste Ursache der großen Strike. Daß sich die Arbeiter unter diesen Umständen weigerten, ihre mühevollen Tagesleistung noch ferner auszuüben, war natürlich. Wäre es ihnen gelungen, durch bloße Arbeitseinstellung die großen Eisenbahn-

korporationen zu zwingen, die Löhne wieder zu erhöhen, so hätte die öffentliche Meinung des Landes sicherlich das Unternehmen gebilligt. Daß sie aber den Handelsverkehr mit Gewalt unterbrachen, daß sie solche Arbeiter, welche sich nicht mit ihnen verbinden wollten, zur Einstellung der Arbeit zwangen, daß sie den Behörden und der Militärgewalt mit Waffen Widerstand leisteten, kann auf keine Weise entschuldigt werden. Die geringste Ueberlegung hätte den Arbeitern sagen müssen, daß das Proletariat die Gelegenheit des Aufruhrs benutzen würde, um zu rauben, zu stehlen und die Brandsfadel zu schwingen. Nirgends haben ferner die Arbeiter einen Versuch gemacht, das Gefindel an seinen verbrecherischen Handlungen zu hindern, wenn ihnen auch nicht bewiesen werden kann, daß sie sich selbst an fremdem Eigenthum vergriffen haben. Die Arbeiter ließen sich die Bewegung widerstandslos durch den Auswurf der Bevölkerung aus der Hand nehmen und sind deshalb für die traurigen Folgen des Aufruhrs in jeder Beziehung verantwortlich.

Unter diesen Umständen haben die Arbeiter auch nichts erreicht. Von einigen Bahntorporationen, z. B. der Missouri-, Kansas- und Texas-Eisenbahn und anderen texanischen Linien wurde ihnen zwar ein erhöhter Lohn bewilligt; bei den meisten Bahnen aber konnten sie von Glück sagen, wenn sie ihre Stellung bei herabgesetzten Löhnen wieder erhalten konnten. Die Herabsetzung des Eigenthums fällt zum größten Theil auf die arbeitende und die Mittelklasse zurück, denn die Städte, in denen die Brandsfadel gewüthet hat, müssen nach amerikanischen Gesetzen den Schaden dafür tragen. Pittsburg z. B. hat circa fünf Millionen Dollars durch direkte Besteuerung seiner etwa 140,000 Seelen zählenden Bevölkerung aufzubringen. Und dabei steht der Winter vor der Thüre! Viele Kohlenminen können auf geraume Zeit hinaus nicht bearbeitet werden, denn ihre Schachtwerke und Pumpen wurden verbrannt und die Gruben haben sich mit Wasser gefüllt, hunderte von Arbeitern in den Kohlenbergwerken sind daher brotlos und haben keine Aussicht auf andern Erwerb. Die durch den Strike am schwersten betroffenen Eisenbahnen werden dadurch noch tiefer in Schulden gerathen. Sie sind jetzt und auf längere Zeit hinaus gezwungen, hunderte von Arbeitern zu entlassen, weil die Lokomotiven und Güterwagen zerstört worden sind.

Augenblicklich ist wieder alles ruhig. Aber kann und wird sich die Arbeiterbewegung nicht in vergrößertem Maßstabe wiederholen?

In England fand vor einigen Jahren ein wohlorganisierter Strike der Lokomotivführer statt, der in Newcastle-upon-Tyne begann und in wenigen Stunden den Verkehr des ganzen Landes bedrohte. Die Regierung nahm die Sache sofort in ernste Erwägung. Es wurde den Unzufriedenen die Versicherung gegeben, daß man ihre Beschwerden sorgfältig prüfen, und daß man ihnen Gerechtigkeit widerfahren lassen würde; daß sie aber sofort auf ihren Posten zurückkehren müßten, widrigenfalls man sie vor ein Kriegsgericht stellen würde. Dies hatte den gewünschten Erfolg. Die Lokomotivführer nahmen sofort ihre Arbeit wieder auf und brachten ihre Beschwerden vor das Parlament. Es wurde ein Schiedsgericht ernannt, zu dem die Lokomotivführer die eine Hälfte, die Bahngesellschaften die andere Hälfte wählte, welche unter sich den präsidirenden Schiedsrichter ernannten. Das Resultat war in jeder Weise befriedigend.

Dieses Verfahren ist ein durchaus praktisches und sollte auch in Amerika Nachahmung finden. Hoffen wir, daß die letzten großen Strikes und die damit verbundenen Excesse nur eine Art von unsinnigem Volksthumel gewesen sind, wie sie in jedem Lande zu Zeiten vorkommen, und daß der gesunde Sinn des Volkes und eine weise Gesetzgebung eine Wiederholung derselben wenn nicht unmöglich, so doch unwahrscheinlich machen werden!

### Verirrt im Busch.

Von Chr. Stech in Blauenbergen, Südafrika.

Eines Morgens machte ich mich auf den Weg, um meinen Nachbar, den Missionar Richter in Malakong zu besuchen. Wenn ich scharf zuritt, so konnte ich mein Ziel in 5—6 Stun-

den erreichen, ich führte daher keinerlei Proviant mit mir, wußte ich doch, daß ich und mein Rappe bei Herrn Richter gleich gut aufgehoben sein würden. Auf die Frage nach dem



Wege, hatten alle Kaffern in derselben Richtung hingewiesen und behauptet, es gäbe nur einen Weg, den ich nicht verfehlen könne. Zum Ueberflus war auch noch der Berg von Malatong, wenn auch nur in weiter Ferne sichtbar. So ritt ich denn frisch darauf los durch die abgeernteten Kaffergärten und hoffte bald auf den Wagenweg zu stoßen, eine Hoffnung, die sich indessen als trügerisch erwies. Ich war bereits mehrere Stunden unterwegs, als ich auf einen schwarzen Viehhüter stieß, der mir auch seinerseits versicherte, daß der Weg nahe sei und ich ihn nicht verfehlen könne, denn es gäbe nur einen Weg. So ritt ich denn in der eingeschlagenen Richtung weiter und kam endlich, wenn auch nicht auf einen Wagen, so doch auf einen Viehweg, den ich anfangs für den gesuchten hielt. Ich mußte mich nun zwar bald davon überzeugen, daß ich darin irrete, allein ich glaubte, daß die Spuren des Viehs in jedem Augenblicke in den gesuchten Weg einlaufen, oder doch wenigstens zu der Quelle führen mußten, die sich hier in der Nähe befinden sollte. Allein die Spuren wurden immer spärlicher und führten endlich in ein undurchdringliches Dickicht.

Da indessen mein Pferd bereits Hunger zeigte und schöne Weide gewiß nirgends zu finden war, hielt ich es für gerathen, auf ein halbes Stündchen abzuhalteln, während welcher Zeit ich einen Felsen in der Nähe erklimmte, um die Richtung nach Malatong hin zu erspähen. Und richtig, da lag der lange graue Berg, an dessen Fuße im Thale, etwa  $\frac{1}{2}$  bis 1 Stunde davon entfernt, die Station liegen mußte. Ich behielt also die Richtung im Auge und ritt, nachdem ich wieder gestaltet, derselben zu. Es währte auch höchstens eine halbe Stunde, so befand ich mich auf einem sehr schön angefahrenen Wagenwege, den ich um so mehr für den rechten halten mußte, als ich auf den tief ausgelaufenen Fußweg der Kaffern stieß, welcher gerade auf Malatong zulief, der aber jetzt, wo das Volk von Mapela mit dem von Matlale Krieg führte, durch Dornreißig unwegsam gemacht worden war.

Ich ritt also wieder frisch darauf los und wurde erst wieder fähig, als ich bemerkte, daß die Sonne sich bereits zu neigen begann, ohne daß ich mein Ziel erreicht hätte. Zwar war ich dem langen tablen Berge bedeutend näher gekommen, allein ich hätte das Haus längst in der Ferne liegen sehen müssen, wenn ich auf dem rechten Wege war. Als ich noch ein Stück weiter geritten war, öffnete sich das dicke Buschfeld und ich wurde zu meinem Schrecken gewahr, daß ich stott nach Westen, nach Norden gerathen war und den großen von den Jagdbauern ausgefahrenen Weg verfolgt hatte. Ich gerieth denn auch bald auf eine fast unabsehbare Fläche, auf welcher Wild von verschiedener Art und Größe weidete. Am äußersten Rande, hart am Fuße des Gebirges von Matlabeng, das ich jetzt erkannte, weideten sogar einige Strauße. Wie leid that es mir, daß ich kein Gewehr bei mir hatte! Aber ich mußte andere Dinge noch mehr vermessen: ich hatte auch keinen Proviant und — was das schlimmste war — keine Zündhölzchen mit mir, um für die Nacht ein Feuer anzumachen zu können.

Am liebsten wäre ich nun gleich wieder umgekehrt und dahin galoppirt, woher ich gekommen, nämlich nach Matlale; allein das war insofern zunächst nicht möglich, als ich besürchten mußte, mein Pferd würde mir flau werden, da ich es bereits fast acht Stunden unter dem Sattel hatte. So sattelte ich denn schnell ab, ließ es bis zum Sonnenuntergang weiden und begab mich dann auf den Rückweg. Aber nach Sonnenuntergang war das Wildfeld wie umgewandelt. Hatte ich noch bis vor kurzem nur hier und da ein ruhig grasendes Stück Wild und einzelne Schakale in seltener Entfernung über den Weg laufen sehen, so bewiesen die letzteren jetzt, daß die Nacht ihnen gehöre, kamen ungesäumt bis in meine nächste Nähe und liefen, wie es mir schien, alle einer Richtung zu. Besonders waren es Schakale, die bis auf kaum einen Schritt an den Weg heran kamen und warteten bis mein Pferd vorbei war, um dann seiner Spur zu folgen. Anpfeifen, anschreien und selbst schlagen nach ihnen mit der Reitpeitsche half gar nichts und mehr als einmal that es mir leid, daß ich nicht wenigstens meinen Kiffel-Snyder mitgenommen hatte. Dabei erhob sich, bald nach eingetretener Dunkelheit wie auf Kom-

mando von allen Seiten her ein unaufhörliches Geheul von Schakalen und Hyänen, was mit der felsigen Wittheit gut harmonirte und in den entfernten Bergen sein Echo fand. Es wird unter Jägern und überhaupt in Afrika allgemein als Thatsache angenommen, daß, wo Wölfe, Hyänen und Schakale auf Raub ausgehen, auch gefährliche Raubthiere wie Leoparden und Löwen nicht fern sind. Diese, besonders der Löwe, streifen selten ihre erlegte Beute ganz auf, lassen vielmehr fast immer einige größere oder kleinere Stücke für kleinere Raubthiere übrig, was diesen dann natürlich trefflich zu statten kommt. Daher erlauben sich diese, besonders der schlaue Fuchschakal, sich ungesäumt, schmeichelnd, tänzelnd und schwänzelnd bis in die nächste Nähe des Löwen zu kommen, ohne für ihr Leben fürchten zu müssen. Es lag somit die Vermuthung nahe, daß auch hier große und gefährliche Raubthiere, die beunruhigt gern Auagga-Zebra, also Pferdefleisch fressen, vorhanden seien. Ich fürchtete indessen weniger Löwen als vielmehr Leoparden, die sich wie überhaupt in Bergesschluchten, besonders hier in den Gebirgen von Matlabeng aufhalten.

Wie oben erwähnt, war es mir vorgekommen, als ob fast alles Wild sich nach einer Richtung hin bewegte. Auch mein Pferd schien gar zu gern diesen Lauf nehmen zu wollen und war kaum zu zügeln. Da es mir nun schon am Nachmittag, als ich hier vorbeiritt, aufgefallen war, daß dasselbe gern diese Richtung einschlagen wollte, so ließ ich es gewähren, da Pferde, wenn sie Wasser riechen, so zu thun pflegen. Und wirklich, gar nicht sehr weit vom Wege ab lag im dichten Gebüsch, von Granitblöden umgeben und eingefaßt, eine ziemlich große Quelle schönen Trinkwassers. Obgleich mein Hut noch neu war, sprang ich schnell vom Pferde, löstete zuerst meinen eigenen Durst und hielt dann den Hut gefüllt mehrmals meinem treuen Pferde vor. Als wir unieren Durst gestillt hatten, war es auch Zeit aufzusitzen und davon zu reiten, denn ich konnte trotz der Dunkelheit deutlich genug frische Spuren von allerlei Gethier gewahren und das Geheul der Hyänen sagte mir, daß hier der Trint-Versammlungs-, sowie auch der Beuteplatz für allerlei und vielerlei sei.

Bald nach meinem Ausbruch ging der Mond auf und bot durch seinen freundlichen Schein auf Berge, Busch, Feld und Weg einen prachtvollen Anblick dar. Es ist jedoch ein eigenthümliches Reiten, Fahren und überhaupt Reiten bei Mondenschein. Der Weg erscheint so schön gleich und glatt, man gewahrt Schloten, Vertiefungen, Löcher von wilden Schweinen u. dergl. gar nicht, und es hätte mir mehr als einmal passieren können, daß ich sammt dem Pferde gestürzt wäre. Trotzdem gelangte ich ohne jeden Unfall und ohne nähere Bekanntschaft mit den wilden Bestien, die sich rechts und links vom Wege noch eine ganze Zeit lang hören ließen, gemacht zu haben, wohlbehalten bis zu den ersten Kuslaniern von Matlale, an denen ich heute gegen Mittag vorbeigeritten war.

Da es bereits nach 11 Uhr war und ich noch 2 Stunden bis zur Station zu reiten hatte, so galt es, sich nach einem Nachtlager umzusehen. Hätte ich Feuer bei mir gehabt, so wäre ich am liebsten bis zum Anbruch des Tages hier geblieben, so aber entschloß ich mich in den nächsten Kafferkraal zu reiten, dort die Kaffern zu wecken und bei ihnen zu übernachten. Da jedoch das Volk von Matlale mit dem von Mapela, einem Nachbarhäuptling, bereits seit Jahren Krieg führte, so war es sehr schwer, hier zu dieser Zeit Eingang zu finden. Auch die am Feuer sitzenden Wachtposten waren, als sie um Mitternacht einen Reiter gewahrten, mißtrauisch, indem sie in mir einen Spion vermuteten. Allein das Mißtrauen verschwand bald, als sie in mir einen Moruti (Lehrer) erkannten, und so ließen sie mich passieren. Die Eingänge des Kafferkraales waren mit allerhand Strauchwerk und Pfählen sehr verbaut und die Leute im tiefen Schlaf. Lautes und oft erschreckt in die Höhe, schaute sich auch, sogleich hervorzukommen, sondern weckte erst noch einige andere, die dann sich dem Zaune näherten, um mich zu hören. Als sie erfuhren, daß ich kein Feind, sondern der Lehrer sei, der heute früh hier vorbeigeritten und sich verirrt habe, bahnten sie mir sofort einen Weg; ich



von  
gut  
Es  
als  
afale  
rden  
essen  
amer  
hiere  
mmt.  
afal,  
is in  
Leben  
, daß  
ntlich  
jeien.  
rden,  
er in  
  
b fast  
mein  
a und  
ittage,  
gern  
en, da  
Lud  
en Ge-  
iemlich  
t noch  
meinen  
hatten,  
enn ich  
en von  
a sagte  
Beute-  
  
auf und  
h, Feld  
hoch ein  
ien bei  
d glatt,  
Schwei-  
einmal  
t wäre.  
jere Be-  
nd links  
acht zu  
Matlate,  
  
2 Stun-  
ach einem  
habt, so  
hier ge-  
fertraal  
zu über-  
dem von  
en Krieg  
ngang zu  
aren, als  
ch, indem  
Kisttrauen  
hrer) er-  
gänge des  
Pfählen  
und osten  
schen und  
zukommen,  
em Baue  
ß ich kein  
beigeritten  
Weg; ich



Vom Dilsfelder Malsenleste. 4. Festung der Schuljugend, der Wäner und Essfasser Gauen. Originalzeichnung von Max Volkhardt.



ritt hinein und saß bald neben ihnen und noch einigen anderen, die aus ihren Hütten herausgetreten kamen, am Feuer. Erzählen und Schwagen ist das Hauptelement der Bassutho, uniere Unterhaltung war daher auch bald im Fluß. Unterdessen trug jeder ein wenig noch übriggebliebene steife Kafferpappe herbei und ein anderer brachte ein Stückchen vertrocknetes Fleisch. Ich aß so gut es gehen wollte und lobte mich an einigen Töpfen voll frischen Wassers. Gegen zwei Uhr trock ich mit einem Koffer in dessen Hütte, nachdem ich vorher meinem Pferde einen Korb (Serute) voll Kaffertorn hatte geben lassen. An Schlaf war natürlich nicht zu denken, denn es war eine sehr kalte Nacht — eine eigene Decke zum Zudecken hatte ich nicht mit — und das schmutzige Fell, das mir der Bassutho zum Schlafen gab, wollte ich nicht. Dennoch war ich froh, daß ich hier wenigstens den Rest der Nacht in Ruhe verträumen und ver-schlummern konnte.

Am frühen Morgen wäre ich fast noch in einen Streit mit Kaffertornweibern gerathen, denn mein Pferd hatte, nachdem es in der Nacht sein Korn ausgefressen, auch noch die halbe Serute, worin ihm das Kaffertorn vorgelegt war, mit aufgeknabbert. Darüber entstand ein gewaltiges Lärmen unter den wilden Weibern. „Wo werden wir nun einen andern Korb herbeschaffen, womit werden wir nun arbeiten und tragen? Welch eine Schärfe sitzt in den Zähnen des Pferdes?“ Solche und ähnliche Reden fielen rechts und links, besonders aber von der Eigenthümerin der Serute. Ich stellte alle zu-schieden, indem ich versprach, den angerichteten Schaden zu be-zahlen, rief zwei Kaffertornjünglinge, die mir zwischen dem schönen Gebirge den nächsten Weg zur Station zeigen konnten, fohletzte mein Pferd und ritt davon. Auf der Station angekommen, bezahlte ich alsbald mit Messingringen die Wegweiser, sowie Korn und Serute und erzählte dann mit Behagen mein Abenteuer.

**Am Familientische.**

**Vom Düsseldorfer Malkastenschieße.**

II.

(In den Wäldern auf Seite 69 und 77.)

Die poetische Idee zu dem Malkastenschieße war von Professor Karl Hoff ausgegangen; er, der gleichgeubt mit dem Pinsel wie der Feder ist, hatte auch die schönen Verse geschrieben und die Ausföhrung des Festes arrangirt. Die malerische Wirkung des Ganzen, die bis ins Genaueste durchgeföhrte Ausarbeitung des Einzelnen, die Richtig-keit der Kothime hing freilich von seinen Mitarbeitern ab, die überaus glänzlich gewöhnt waren und durch ihre Einordnung in das Ganze es ermöglichten, daß dem Kaiser im Festspiele ein Wert wie aus einem Guffe vorgeföhrt wurde.

Wir wurden zurückverlegt in die Urzeit des germanischen Volkes, wo am weißen Seestrande ein Hünengrab emporkrag, wurden erinnert an die Völkerverwanderung und sahen dann, von Professor Naar kom-ponirt, die Germanen des Arnimius mit ihrem Götterdienst, ihren Barden, Schwerttänzern und Ringtänzern, um weiter, vermittelt durch die Worte der Ario, in das Mittelalter geföhrt zu werden, repräsentirt durch Grot Johannis Zug reisender Kaufleute, welche Stegreifritter überfallen. Wir sehen, wie der Kaiser Rudolf von Habsburg unter einer großen Eiche Gerichtstag auf dem Niderrwald hält und den Märdern ihr Recht widerföhrt.

Das nächste Bild, von W. Simmler, föhrte uns ins siebzehnte Jahrhundert. Düsseldorf war einst die Residenz der Kurfürsten von Pfalz-Neuburg, deren prachtliebender, Johann Wilhelm, hier am Ende des siebzehnten Jahrhunderts die ganze Wirthschaft Ludwigs XIV ein-föhrte. Mag auch die Erinnerung daran ein deutsches Herz kränken, so gehörete doch das Bild in den historischen Rahmen und bot dem Künstler ein dankbares Motiv, um die ganze Pracht und den Luxus der Rococozeit zu entfalten. Im Walde stehen Holzfäller vorüber, arme Weiber mit fleißig gefüllten Körben warten gebüdt durch das Gebüsch. Da erschallt lustig das Jagdhorn; mit laugezogenem Hallsali reiten die Jäger heran, es folgt die gepoppelte Meute schöner Hunde. Und ihnen noch prämen die zierlichen Kavaliere in Sammetröcken, die Gelbfraulein hoch zu Roß, der Voge mit dem Falken auf der Faust. Der Jagdtag schwindet und die Walddoration verfliehet sich, um dem Herrenschloße Platz zu machen, von dessen Stufen die Kurfürstin her-abschreitet, gefolgt von Hofdamen im reizenden Rococostium und einer Schar zierlicher Püppchen, Knaben und Mädchen, Walteonischen Stil, denn vergleichbar. Ihr wird vom Kurfürsten die Jagdbente überbracht, denn vergessbar. Der romantische, aber auch lächerne und der erlegte Sechzehnder. Der romantische, aber auch lächerne und tolle Ton der Zeit des vierzehnten Ludwig lag über dem Ganzen, man konnte sich in Versailles wohnen, so treu war das Kostüm, so wohl arrangirt das Ganze.

Und ein neues Bild: Blüchers Uebergang über den Rhein. Ario schlägt zum letzten Male erläuternd das Buch der Geschichte auf und ruft dem Kaiser zu, nun folge die Zeit, die er selber geschrieben. „Es wird ein deutscher Volke für und für lebendig bleiben Deine große Zeit.“ Ein ländliches Idyll entrollt sich. Vorbei ist der blutige Kampf der Freiheitskriege, des Bürgers Besitz und Frieden nicht mehr geföhrt. Sind Ein schlauer Kreuzzug, von Dorfmuskanten eröffnet, erscheint. Das nicht die Gestalten, die Bantiers Pinsel uns so manchmal vor-das nicht die Gestalten, die Bantiers Pinsel uns so manchmal vor-das nicht die Gestalten, die Bantiers Pinsel uns so manchmal vor-das nicht die Gestalten, die Bantiers Pinsel uns so manchmal vor-

sich einigen und mit kräftiger Faust den fränkischen Ueberfall zurück-weisen. Germania tritt in die Mitte des Volkes und zieht das Schwert — die Wollen schwinden. Da ward des deutschen Volkes lichter Tag — und mit den Klängen der „Wacht am Rhein“ schließt das Festspiel.

**Alte Bräuche in alten Manern.**

Jener alte Eiferer vom Kloster Walkenried hat wohl gewußt, was er that, als er seinen Steden am Eingang in das Saalkthal raufen ließ. Wenn sich irgendwo eine Stätte finden ließ, ein friedlich stilles Leben zu föhren, so war es hier, wo die reichen Büden und Erben mit ihren schlanken Stämmen einen grünen gotischen Dom bildeten und wo der Verkehr mit der Außenwelt doch nicht so fern lag, daß man dem Leben und Treiben da draußen ganz entfremdet wurde. Und der alte Mönch legte Art und Sage an und ebnete ein lauschiges Plätz-chen, und bald strahlte mitten hinein in das Waldesdunkel die ewige Lampe, welche er da angezündet, wo jetzt auf dem Friedhof zu Schul-pforta mancher berühmte Name auf dem Grabsteine zu lesen ist. Porta coeli, Pforte des Himmels nannten die Walfreier die junge Tochter und bald erhob sich sanft angelehnt an den Auenberg, umgeben von blühenden Weinbergen, durchstromt von einem Arme der Saale, die den der Fleiß der Mönche hierher geleitet, das Kloster St. Maria zu Pforta.

Das ist nun lange her — und wer heute in dem altersgrauen Kreuzgange fröhliche Knaben herumspüngen sieht, der gedenkt kaum noch der alten Gestalten in der weichen Eifererierkante. Und doch die ruhen in dem materischen vom Kreuzgange eingeschloßenen Garten die Generationen und über ihnen raucht der Kastanien-Gebüsch von 25 Generationen und über ihnen raucht der Kastanien-baum und das fröhliche Lachen deutscher Jungen. Von den Mönchen erzählt kein Lied, träumt nicht einmal die Sage und selbst da, wo in der schlanke Kirche die Grabsteine alter Aelte aufgepfeilt sind, selbst da ist überall Licht und mittelalterliche Sanftgehalten lassen sich nirgends blicken. Das macht: Pforta ist durch und durch protestantisch und wenn schon zum Entsetzen der Schüler die Klostermännern durch den grünen Wald schimmern und das öftere Klängen des Glöckchens an Hora und Veiper erinnern könnte — der Geist, der in diesen Manern waltet, ist nicht klösterlich.

Abgeschlossen übrigens von der Welt und doch mitten in dem wogenden Treiben, welches Tag für Tag durch das Saalkthal bracht, angewiesen auf das stille Studirbüchsen, auf den Umgang mit Gleich-gemüthen, auf den Schulgarten und den Berg im Sommer, auf den gemüthen, auf den Schulgarten im Winter, angeregt durch eine berühmte Vergangen-sillen Kreuzgang im Winter, angeregt durch eine berühmte Vergangen-heit, die sich hier abspielte, durch eine fröhliche Zukunft, wie sie dem Schülerange vorstehet — ist der Föhrner Alumnus vor allen andern dazu veranlagt, abemenerische, geheimnißvolle Gebräuche zu kultiviren und kommenden Geschlechtern zu vererben.

So steht die Landeseshule mit althergebrachten Sitten, mit mysti-schen Gebräuchen fast einzig da und wenn es dem Leiter Freude be-reitet, möchte ich ihn in eines der wichtigsten Lebens-elemente für den Föhrner Schüler einföhren.

Kaum hat der Novize die Thränen getrocknet, welche er dem scheidenden Vater nachgeweiht, so hat ihn schon der tolle Svnt eriaht und unwiderstehlich in den fröhlichen Strudel getrieben, wird er fern von der Heimat in dem neuen Kreise bald heimisch. Singprobe! Impfung! — welche Gefühle werden dabei im Herzen des Föhrners wach! Das ist überhäumende Lust, das ist so viel Schülervogel und Alumnengeist, wie er niemals für eine deutsche Arbeit angeboten wird.

Singprobe! Im Kreuzgange stehen die Novizen am Abend des Receptionstages halb neugierig, halb furchtjam. Die Geriebeneren haben freilich schon hie und da von der Singprobe reden hören, aber nur dunkel und heimlich, wie ungefähr die griechischen Knaben etwas von den eusebischen Festen aufgefunden haben — unsicher scheint die



Sache doch zu sein! Die Kastanie im Primanergarten raucht so unheimlich, die Schritte im Kreuzgang klingen so geisterhaft, die Gehalten der Eingeweichten hübschen so lautlos und gespenstlich vorbei in das Singauditorium — der Kovize lehnt sich unwillkürlich einen festen Balken an die Wand, da ertönt plötzlich das Kommando: „Sprecht nicht mehr!“ und um die Ecke biegt eine groteske Gestalt im weiten Talar, mit wallendem Barock und riesiger Brille. Das ist der Musikdirektor, ruft einer dem andern ängstlich zu, und ihm zur Seite mit der berühmten Laterne der Famulus, ein märchenhaftes Mämelein im Schloßrock mit wackelndem Kopfe. Stumm schreiten die beiden vorbei, hinter ihnen nur wird ein kaum verhaltenes Köchern hörbar. Das kommt von den Eingeweichten, denn die Kovizen harren immer noch angstvoll der Dinge, welche kommen sollen. Da wird die Thüre vom Singauditorium weit geöffnet und der Reihe nach werden die Kerntien vor den strengen Herrn Musikdirektor gerufen.

„Müller, laden Sie nicht!“

Famulus, sagen Sie mal dem pp. Schütze, daß er für eine harmonischere Ausbildung seiner Gesichtsmuskeln Sorge trägt!

Cosmann, wenn Sie reden wollen, so halten Sie doch den Mund!

Und nun folgt eine wohl einstudirte Rede über den Nutzen und den Werth der Musik! Die neu Rezipirten wissen gar nicht, was sie zu den Ansprüchen sagen sollen, die man auf der Landeschule an den Gehörs- und Stimmapparat stellt. Rausch einer hat wohl schon von Richard Wagner munteln hören, dies scheint noch über Wairuther Ansprache hinauszuweisen und im Stillen gelobt man sich, künftig besser auf diese edelsten Organe achten zu wollen. Damit ist es aber nicht abgethan, der Famulus ruft jetzt den pp. Müller namentlich auf, Müller tritt vor.

„Müller! Singen Sie ein Stück!“

„Ich habe ja gar keine Stimme, Herr Musikdirektor!“

„Besto besser! Man wird Ihnen eine Stimme anzeichnen!“

Und nun singt der unglückselige Müller mit herzzerreißender Stimme ein gemüthliches Lied, der Musikdirektor schüttelt den lödigen Kopf und spricht:

„Müller macht 2394 Schwingungen in der Sekunde, ist demnach durchgefallen und erhält die Cenax Nr. 27. Müller entfernen Sie sich schleunigst!“

Und nun empfangt den blonden Müller im Kreuzgange ein homerisches Gelächter, und wie er sich noch verwundert umschaut, wird er schon ergriffen und eine kleine Weile als Fangleball benutzt, bis sich wiederum die Thür öffnet und ein zweites Opfer dem ausgelassenen Jungen in die Hände fällt.

So wird der Kovize in Fortie empfangen; wir brauchen nicht hinzuzufügen, daß Alle der Nothheit hierbei nicht vorkommen und daß die Verior des Musikdirektors von einem „neuen“ Primaner gespielt wird.

Ganz ähnlich verläuft an einem der nächsten Tage die Impfung Die Rolle des Arztes wird in ähnlicher Weise, wie die des Musikdirektors gespielt. Der Arzt hält den Kovizen zunächst die Wichtigkeit des Impfungsaftes vor. Das Impfen schützt sowohl vor dem „Schfieber“, wie vor dem „febris pussatoria“, beides Krankheiten, denen der Mannne nur alzu oft rettungslos verfällt, es schützt vor Niedergeschlagenheit wie vor Trübfinn, und damit der Gemüthe das Alles auch schon auf weiß beist, so wird ihm nach Vollziehung des Alles ein Impfchein angefertigt. Ein solcher Schein liegt uns vor, sein Inhalt ist folgender:

Daß der pp. Müller, der bisher noch so dumm und kindisch war, wie ein Ei, oder wie ein Hiel, der die besten Diletteln sehen läßt, nunmehr zu gewaltiger Einsicht und Klugheit gelangt, dadurch, daß er sich willig erklärte, unserer Heilkunst zu vertrauen, bezeugen  
Mercurio Ahenobarbo,      Michelo Angelino,  
Dr. med.                              Famulus.

Gegeben in der historischen Lust von Fortia 7.4. 18..

Damit sind die Empfangsfeierlichkeiten abgethan und der Rezipierte ist ein gemachter Mann. Seltener wird jetzt, wie man uns erzählt hat, ein Akt vollzogen, der den Kovizen in das klassische Römerthum einzuweihen soll. Eine Stelle am Stadtenberge, noch innerhalb des Schulgartens, heißt nämlich der tarpejische Felsen. Von diesem Felsen wurden die Kovizen gefürzt, und das nannte man „einen tarpejen“. Damit ging zugleich etwas von dem Geiste der alten Römer in den „getarpejen“ über.

Nach vergehen die Wochen beim Wechsel der Veltionen und ehe der Schüler daran denkt, sich der Semesterklausur vor der Thür und mit ihm die halbjährliche Prüfung. Dieses halbjährliche Klassenexamen ist für Fortia nicht bloß eine leere Formalität, wie an so vielen andern Lehranstalten, sondern eine wirkliche „Prüfung“. Das bildet dann natürlich allemal einen Abschnitt im Leben des Mannen und wie begreiflich schließen sich hieran ganz eigenthümliche Sitten und Gebräuche, deren denn auch hier Erwähnung geschehen soll.

Da ist zunächst der Examenmann! Examenmann? Ja, du armer Kerl bist freilich seit einigen Jahren todt, aber wer weiß, ob dir nicht noch eine Auferstehung beschieden ist. Es war eine schöne Sache um den Examenmann und wenn es nur der Kleider wegen wäre, welchem

zu Liebe sich die Americher Plebs blutige Rippe schlug. Doch zur Sache!

Wenn die schriftlichen Arbeiten beendet waren, bewegte sich in der Abendstunde ein langer feierlicher Zug aus dem alten Schulhause nach dem „Wassertümpel“, den die Saale jaft in der Mitte von Fortia bildet.

Ueber die Fluten wirft ein mächtiger Lindenbaum bei Mondscheinlicht seine fabelhaften Schatten und da ist es, wo sich jetzt eine Gestalt im schwarzen hohen Hut, im blauen Frack mit blanken Knöpfen und starker Hornbrille auf der tüchtigen Nase erhebt. Die Kleinen starren entsetzt den Mann aus der Entfernung an, bis sich dann ein Wagemuths heranmacht und eilends die Entfernung an, bis sich dann ein aus Stroh! Lautes Jauchzen macht sich nun hörbar, bis ein Primaner hervortritt, eine donnernde Rede hält und am Schluß des bisfigen argen Examenmann dem wogenden Elemente übergibt. Ein Jubelschrei begleitet den Fall des Verhassten und verhöhnt und verspottet schwimmt der Unselige auf den Fluten zur Fortie hinaus, wo dann die Americher Jugend kampfergötter steht, die Tropfäusen zu erbeuten.

Das war der Examenmann! Quiescat in pace.

Zu diesen Examentagen erhalten auch die neuen Obersekundaner das „Recht“, Stöße zu führen und das noch höher geschätzte, ein Loch im Rockärmel zu tragen. Kann tenacitas amici es ist wirklich so, und ein Förstner Obersekundaner würde sehr böse werden, wenn man ihm sein gutes „Recht“ freitig machen wollte.

Am der Eintritt des Mannens in die Landeschule von abentenerlichen Gebräuchen begleitet, so nicht minder sein Austritt. Nur zu bald haben sich dem Primaner jene Tage, an denen das Examengepenst am Kopende seines Leibes steht, ihm schauerliche Worte in das ängstliche Ohr rannend. Da lauert für den Schüler Dämonide und Verath auf jedem Schritt und Tritt, da heftet sich das Fatum drohend an seine Sohlen und niemand ist wohl mehr Fatalist, als ein Abiturient. Für ihn scheint Horaz das gesügelte Wort geschrieben zu haben: post equitum sedet atra cura — nur für ihn! Das Examen rückt näher und näher, am Montag beginnen die Klausuren. Der Mannus hat gearbeitet so viel als er konnte (so denkt jeder Primaner) und wenn ihm der entscheidende Schritt nicht gelingt, wenn er „ins Bodenlose fällt“, so ist daran nur das mangelnde „Schwoein“ schuld.

Wenn daher am Sonntag vor dem Examen die Glocken zur Nachmittagskirche rufen, deren Besuch nicht obligatorisch ist, so geben die Abiturienten nach der Reihe ihrer Plage in die Kirche, legen sich alle an eine Bank, singen das Lied aus vereinten Kräften, hören andächtig auf die kurze Predigt, fahnden sorgfältig auf jedes ominöse Wort und verlassen erhoben und gekürt das Gotteshaus. Wehe dem, der da vermeint, dieser alt hergebrachten Sitte ungestraft spotten zu dürfen; man weiß zu erzählen, daß allemal die, welche nicht in der Kirche waren, durch das Examen gefallen sind!

Nach der Kirche unternehmen die Leidensgefährten einen gemeinschaftlichen Spaziergang nach Americh. Stumm und schweigend zieht die Schar ihre Straße; wo sonst fröhliche Lieder über die Weie und durch den Wald erklangen, da heht sich heute nur ein tiefer gemeinsamer Seufzer; wo sonst Schülerfreiche und Humoristika erzählt wurden, da fragt man sich heute mathematische Formeln und geschichtliche Data ab und je näher man dem Zielpunkte kommt, desto schweigender wird die Schar. Sogar die heimliche Cigarre wird gelöscht, weggeworfen oder von einem Vorrichtigen hinter einen Stein zur demnächstigen Verwendung gelegt. Bei Americh führt eine Brücke über die Saale, das ist die Schweinebrücke! Sie spielt die Hauptrolle bei dem Examen, sie gilt mehr als der gütigste Schulrath, als der mildeste Examinator. Von ihr holt man sich das „fabelhafte Schwein“, und ohne dieses „Schwein“ kann man kein Examen machen! So hat denn die Americher Schweinebrücke ihren besondern Kultus, auf den sie stolz sein darf.

Stumm und schweigend, ohne auch nur eine Miene zu verziehen, legen sich die jungen Fatalisten auf die Brücke; unbekümmert um Wagen oder Fußgänger, die stüchtigen Fußes über die Gladbbringende schreiten, bleiben sie auf dem Geländer fünf Minuten lang sitzen. Da wird kein Wort gewechselt, da wird nicht einmal ein Blick getauscht, es sind das fünf Minuten voll seliger Bangigkeit und danger Seligkeit, wo die Freude und die Qual des Examens in ihrer Reintestigkeit durchkostet werden. Auf die Sekunde stehen sie gravitätisch auf, immer noch stumm und still gehen sie ihres Weges fortwärts, bis die Brücke nicht mehr zu sehen. Ein einziges unvorsichtiges Wort vermag jedes „Schwein“ zu vertreiben und wer Strachs Gebot: „Lieben Kinder, lernt das Maul halten“ sich nicht genau gemerkt hat, der ist reif für den tiefen verderblichen Fall.

Und das Examen geht vorüber, die Hoffnung des Gelingens hat die Gesichten nicht getrübt. Da zieht denn der Fabel von Stube zu Stube, und das fröhliche Lärmen hallt im Kreuzgang wider. Im Primanergarten aber jammeln sich unter der alten Kastanie die Gläublichen und schütteln sich die Hände und die Freunde tragen eifrig Material herbei zu einem kleinen Scheiterhaufen. Undant ist der Welt Lohn und niemand ist undankbarer, als ein Schüler kurz nach bestandenen Examen! Da wird alles, was die fleißige Feder in langen Jahren zusammengeschrieben hat, auf den Scheiterhaufen geworfen, und bald fliegt dann die todte Asche in der Luft herum, hier ein halbes Blatt voll von Sinus- und Cosinus, dort eine Zeile römischer



Geschichte, weiter ein Heft mit französischen Vokabeln, und um das lodrende Feuer tanzen nun die glücklichen

Sterblichen,  
Die die verderblichen,  
Schleichenden, erblichen,  
Mängel umwandeln."

Aber der erste Rauch verfliegt! Der Ernst der Abschiedsstunde drängt für einen Augenblick die tobende Freude zurück. Schon bläst der Postillon ein schmerzendes Lied, die Fremde stehen um den Wagen der Scheidenden ein letztes Hoch auf die alte Fforte ausbringen, da zittert manche Stimme, da glänzt manches Auge in Thränen.

Die Eisenbahn läuft an Fforta vorüber und fährt durch das Saalthal täglich eine Anzahl von Fremden, rings um Fforta erneuert und verjüngt sich der Geistes im Laufe von zehn bis zwanzig Jahren — Fforta wird immer dasselbe bleiben! Ein Geschlecht vererbt es dem andern, ein Mund erzählt es dem andern, und so wird das Städt Poesie, welches diese altergrünen Mauern einschließen, ewig jung bleiben, wie der Wald, der sich dütend und erfrischend über der alten Klosterhütte erhebt.

**Die Chinesen in Singapur.**

Von Oswald Lohau.

Wie ich bereits in einem früheren Artikel (Nr. 4) bemerkt, bilden die Chinesen den bei weitem größten Theil der Bevölkerung von Singapur. Eine Wanderung durch das chinesische Stadtviertel bietet dem Europäer des Interessanten genug. Von früh bis in die späte Nacht hinein herrscht hier ein lebhaftes geschäftiges Treiben. Während die eigentlichen Eingeborenen wenig zu schwerer andauernder Arbeit taugen, zeigen die Söhne des himmlischen Reiches, in deren Händen hauptsächlich der Kleinhandel von Singapur ruht, einen rühmenswerthen unermüdlichen Fleiß und große Umsicht bei der Verrichtung ihres oft recht mühsamen Tagewerks.

Wenn den Tag über die jugendlichen Sonnenstrahlen jedes regere Leben erhitzen und die Thätigkeit sich mehr in die Häuser zurückzieht, beginnt das Leben nach Sonnenuntergang einen neuen Aufschwung zu nehmen. Die Straßen beleben sich, und wenn man des Abends die Geschäftsviertel der Chinesen durchstreift, so wähnt man das bunte Treiben eines heimischen Jahrmartts vor sich zu haben. Das wagt und drängt in den Gassen und Gängen durcheinander, daß man sich nur mühsam durch das Gewühl hindurchwindet. Die zahllosen, mit rothen und gelben chinesischen Schriftzeichen und Schildern versehenen Verkaufstischen sind hell erleuchtet und von Käufern belebt. Längs den Straßen sind hölzerne Buden aufgestellt, in denen Gemüse, Früchte aller Art, Kuchen und sonstige Delikatessen zu haben sind. Für die schweren Mähen des Tages entschädigt sich der Chinese des Abends durch offernd Ränzereien. Da taumeln sie bei dem flackernden Scheine eines often brennenden Kämpfens auf den zahlreich vorhandenen Bänken vor Porzellanstäben, deren für einige Centes ersandenen Inhalt sie mit kleinen dünnen Stäbchen zum Munde befördern

Als einzige Europäer in dem Gewühl dieser Mongolen schlendern wir ungenirt die Buden entlang, und die Waaren und Früchte betrachend. Die Chinesen begegnen dem Europäer im allgemeinen mit großem Respekt und rechnen es sich zur Ehre, wenn der weiße Mann seine Waaren näherer Betrachtung würdigt, auch wenn er, wie dies fast stets der Fall, nicht als Käufer kommt.

Auf unserer weiteren Wanderung wird unsere Aufmerksamkeit plötzlich durch eine um einen Mittelpunkt gescharte Gruppe angezogen. Wir treten neugierig näher und sehen, wie ein Vorleser oder Erzähler sein andächtig lauschendes Auditorium unterhält. Weiterhin lodi uns eine andere Gruppe: wir haben einen öffentlichen Sänger vor uns, der mit den wunderlichsten Gesten und Gesichtszerrungen in raschem, abgehacktem Tempo seine Verse absingt. Wenn nicht der unison klingende Vortrag, so verdient jedenfalls die Ausdauer der Lunge des Singenden Bewunderung. Der freischwermelnde abstoßende Värm von Wongs und Tantsams, der uns aus einem Hause entgegenbringt, sagt uns, daß wir ein chinesisches Theater passiert haben.

Die ärmeren Kopfträger mit den blauen Hosen, den entblößten Oberkörpern, den fahlen Köpfen und den verdorrten, nichts sagenden Gesichtern machen einen gar zu nüchternen Eindruck. Die mangelnde Keimlichkeit in den Wohnungen, in denen die Chinesen dicht zusammengepackt leben, verbreitet durch das ganze chinesische Viertel einen permanenten abscheulichen dumpfen Geruch, dem sich noch der Dunst von verwehenden Fischen und verfaultem Obst zugesellt, so daß ein Verweilen an einigen Stellen auch dem abgehärtetsten Nieschorgan unerträglich wird.

Bei der billigen Arbeit der Chinesen, die sich durch die fast lächerliche Bedürfnislosigkeit derselben erklärt, ist es für den Europäer geradezu eine Unmöglichkeit, sich hier als Handwerker eine Existenz zu erringen. Es kann daher nicht oft genug vor einer Auswanderung nach dem östlichen Asien gewarnt werden, da dieses ausschließlich ein Feld für die Chinesen geworden ist, gegen deren Konkurrenz auch der

fleißigste Europäer nicht aufzukommen vermag. Leider kommt es noch fortwährend vor, daß europäische Gewerbetreibende, von total irrigen Ansichten über das Ausland geleitet, in der Hoffnung nach unserem Platz kommen, hier binnen kurzem zum reichen Manne zu werden. Schon in den ersten Tagen ihres Hierseins wird den Leuten klar, wie bitter sie sich getäuscht haben, und wie unendlich oft hat die wohlthätige Genügnung der hiesigen Deutschen solchen Opfern mangelhafter Information, denen die mitgebrachten fargen Mittel hier nur zu bald entwichen, mit dem Nöthigen auszuweichen müssen, um sie nach einem andern Orte, wobei meist auf Australien hingewiesen wird, gelangen zu lassen.

Wollte ich der landschaftlichen Schönheiten, wie sie die Ufer des Eilandes umrahmen, des Reichthums der Pflanzen, der herrlichen Waldvegetation, der ausgebeugten Palmenhaine und der Thierwelt der Insel eingehend gedenken, so würde ich mich von dem Zwecke dieser Zeilen entfernen, die nur einige allgemeine Bemerkungen über das daheim wenig oder gar nicht bekannte Singapur, abgesehen von seiner Bedeutung als Welthandelsplatz, geben sollen. Ich will jedoch hier die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, eine Vorlesung in Betreff Singapores zu berichten, die in Folge unrichtiger oder nicht mehr zutreffender Angaben, die sich in Büchern finden, daheim allermöthigst Wurzel gefaßt hat. Ich habe kein unsere Insel behandelndes Buch in die Hände bekommen, in welchem nicht die große Plage hervorgehoben wurde, welche die Masse der Tiger der Insel bereiten soll. Noch in einer neueren Ausgabe des Brockhaus'schen Lexikons wird erzählt, daß jährlich ca. 300 Menschen von Tigern, die vom Festlande herüber geschwommen, gefressen werden und der bekannte Nauarellmaier Hildebrand erzählt in der Beschreibung seiner Reise um die Welt ein artiges, Gruseln erregendes Märchen, wie er nur mit knapper Noth hier dem Raden eines solchen Lebensgefahrs aus dem Rayon der Stadt gegeben hätte sich auch bei mir vor der Reise die Aufmerksamkeit festgesetzt, daß man sich nur mit größter Lebensgefahre aus dem Rayon der Stadt würde wagen können. Wie erkantte ich daher, als keiner der hiesigen Europäer, mit denen ich über die vermeintliche Tigergefahre sprach, daheim etwas zu sagen wußte. Wohl mögen sich in früheren Jahrzehnten, wo der größte Theil der Insel noch nicht von Menschenhänden berührt worden, die Tiger in sehr unangenehmer Weise bemerkbar gemacht haben; auch wird zugegeben, daß sich einige von den gefährdeten Bestien noch jetzt im Dickicht des Urwaldes verborgen halten mögen, doch habe ich, so lange ich hier bin, nie von einem Anfälle auf Menschen gehört.

Singapur, 5. September 1877.

**Das Impfen in Spanien.**

Gestatten Sie mir, zu der interessanten Mittheilung über das Impfen bei den Vassallo in Südafrika (Nr. 2 des Tabern), ein Gegenstück Ihnen mitzutheilen, welches beweist, daß man nicht überall in europäischen Ländern in dieser Beziehung so weit ist, wie jene Schwarzten. Ein mir vorliegender Brief aus Ghancon de las Minas in Spanien vom 7. Oktober dieses Jahres meldet nämlich folgendes: „Seit einigen Monaten richten die Blattern im südöstlichen Spanien arge Verheerungen an. Ehe sie Calaparra, ein Städtchen von 1300 Einwohnern in der Provinz Murcia, erreichten, zwei Meilen von dem Orte entfernt, von dem ich diese Zeilen schreibe, that der dortige Arzt Don Justo Perez alles mögliche, um den Allfaden (den Bürgermeister) dazu zu veranlassen, daß die Impfung der Einwohner befohlen würde. Der Allfaden zögerte indessen, und wenn die Bürger ihn wegen der Impfung befragten, gab er zur Antwort, er sei in der Sache noch unentschieden. Da brach die Seuche mit aller Macht herein und der Arzt hatte von Haus zu Haus zu laufen. Zum Zeichen, daß ein Blatterfranker in einer Wohnung sich befände, setzte man einfach Stühle vor das Thor.

Immer noch aber glaubte man, das Impfen sei schädlich. Da revacinierte Don Justo sich selbst und die Glieder seiner Familie und lande letztere mit nackten Armen, an denen die Impfwunden sichtbar, durch die Straßen, damit jeder sich von der vorgenommenen Impfung überzeugen könne. Kam ein Leichenzug bei dem Arzte vorüber — und es geschah leider nur zu oft — dann rief er aus: „Da geht schon wieder ein Angeimpfter zu Grabe!“ Trostdem befehlerte Don Perez nur wenige, das Beispiel des zweifelsüchtigen Allfaden wolle fräftiger. Die Folge ist nun gewesen, daß von den 1300 Einwohnern Calaparras nicht weniger als 500 an den Blattern erkrankten und 100 in der Zeit vom 1. Juni bis 6. Oktober starben. Von den wenigen Leuten, die geimpft waren, starb nicht einer.“

**Inhalt:** Unser Graf. (Fortsetzung.) Eine Erzählung von Theodor Hermann Pantenius. — Persönliche Erinnerungen aus den Jahren 1848—1850. II. III. — Die Arbeiterunruhen in den Vereinigten Staaten. Von Theodor Kirchhoff in San Francisco. — Verirrt im Busch. Von Chr. Sted in Blaumbergen, Südafrika. — Am Familiensitz: Vom Düsseldorf'schen Kalksteinsche. II. In den Bildern von Max Kollhardt. — Alte Bräuche in alten Manern. — Die Chinesen in Singapur. Von Oswald Lohau. — Das Impfen in Spanien.

Verlagsgeber: Dr. Robert Koenig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Für die Redaktion verantwortlich: Otto Klasing in Leipzig. Verlag der Pöschel-Expedition (Pöschel & Klasing) in Leipzig. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.





**U**ch stimme mit Sacher-Masoch darin vollkommen überein, daß das ganze Leben nur ein Kampf der Geschlechter gegeneinander ist, — das Vermächtniß Stains, welches sich kund giebt durch diese sechs: „Die Liebe, das Eigentum, der Staat, der Krieg, die Arbeit und der Tod.“ Er hat indessen eins vergessen, das siebente und wichtigste: „die Wintergesellschaften.“ Was sind alle Schrecken der Abigenkriege gegen die Raths einer heilig entkrauteten „Saison“ — und dennoch liegt uns dies Ausrottungssystem fest in den Adern. Hatte Eva im Paradies die nothige Anzahl „tanzender Damen“ gefunden und wäre die Valltoilette damals nicht auf fast unüberwindliche Hindernisse gestoßen, so würde sie unfehlbar am 1. December des Jahres 6000 vor Christi Geburt ihre erste Wintergesellschaft gehalten haben und wenn sie auch nicht immer in der Laune sind, uns das „Paradies auf Erden“ zu bereiten, so doch die Valltoiletten immer paradiesischer zu machen.

„Ja was ich sagen wollte, lieber Mann“, begann die Geheimrätthin eines Morgens zu dem entsehlten Gatten, als sie in sein Arbeitszimmer trat. Der Geheimrath erwiderte, seine Gefühlsfrage, sonst so freundlich und jovial, nahmen den Ausdruck starren Entsetzens an. O, er wußte nur zu gut, was seine Clotilde sagen wollte, er wußte es immer, wenn sie anfing: „Ja, was ich sagen wollte, lieber Mann.“ Lebt wohl, ihr stillen Abende, trautes Lämpchen du, lebst wohl, mächtige Kollanten, ihr einzig treuen Freunde auf Erden, lebt wohl gerühmte Nächte, Schlummer und Behaglichkeit — jetzt heißt es ein Dans machen und sich amüsiren. Die Saison kommt, der moderne Mensch hängt an, sich mit Thee, lateinischen Vratzen, Fisch, Musik, Zimmergymnastik und Liebenswürdigkeit zu verhalten. Der Rath hatte es wohl gehaut und war immer im Sommerpaletot ausgegangen, um seine Frau glauden zu machen, es sei noch nicht so weit, Alles holt nichts. „Ja lieber Mann, was ich sagen wollte —“

„Aun, Clotilde?“ rief er tonlos hervor — eigentlich hätte er es gar nicht nöthig gehabt, zu erwidern, aber welcher Errinnende klammert sich nicht an den Strohhalm. „Aun, Clotilde — ich denke es ist noch nicht so weit.“

„Aber, lieber Eduard, wie oft habe ich Dir gesagt, daß es höchst unpraktisch ist, seine erste Wintergesellschaft lange hinauszuschieben. Geben wir früh „etwas“, so kommen wir in den Ruf der Gefelligkeit und brauchen später um so weniger zu thun. Man kommt immer am billigsten dabei weg.“

Die Rätthin wußte, daß dies letzte Argument nie seine Wirkung verfehle und der Rath wußte wieder, daß alles Sträuben doch nichts half. Darin er zweiunddreißig Jahre vergeblich gegen die erste Wintergesellschaft

angelämpft, so war keinerlei Aussicht, daß es ihm im drei- unddreißigsten gelingen werde. „Wenn Du meinst, liebe Clotilde, dann will ich Dir das Weitere überlassen.“

Jetzt kam die schöne Zeit, welche damit begann, daß er im Badecabinet neben der Küche schliefen, Johann beim Aufstreichen des Fußbodens mit neuem Glanzlack helfen und den Klavierstimmer beorgen mußte, und welche mit babylonischer Verwirrung seines Arbeitszimmers, mit Kopfschmerzen und einem Paket Rechnungen endete, das seinem dreimanntlichen Gehalt gleich kam. Aber ihm nichts, Clotilde hatte doch recht, man kam so am billigsten weg, und wann wäre das in Deutschland nicht die Hauptsache.

Als er ausging, zog er zum ersten Mal den Winterpaletot an. „Es nicht doch nichts mehr“, seufzte er dabei. Auf seinem Bureau im Ministerium aber war er von dem Schrecken noch so gelähmt, daß er aus Zerkrennung das Tintenfaß an den Nagel hing und den Hut auf den Tisch stellte, um die Feder einzutauschen.

Die Rätthin aber ging bereits mit vollem Dampf ins Jeng. Erst den Plan, die Ordre de bataille, sagte sie zu ihren beiden Töchtern Melinde und Ehrentraut und disponirte wie ein Feldherr vor der Schlacht. Melinde und Ehrentraut aber — in die Nothwendigkeit verriet, auf dem bevorstehenden Balle nicht über fünfundzwanzig zu sein, — glühten schon heute in jugendlichem Feuer.

„Zuerst Ministerial-Direktor Kinderreich's — schreibe, liebe Clotilde, 7 Töchter in die Rubrik „tanzende Damen“, 1 Sohn „tanzender Herr“, eine alte Dame — (wenn die Frau Direktorin das wußte) — ein alter Herr, beide nicht tanzend, oder doch? — ach nein!“



Hier von den lieben Kunstschönliden.  
„Das fällt“, unterbrach sie sich dann und wischte den Schweiß von der Stirn. Kinderreich's waren der Grundpfeiler aller Gesellschaften. Die



Lieutenants nannten sie die Casino-Kensiten, weil ohne sie kein Casino-ball möglich war. Ein Tischvorwand überlieferte sie dem nächsten. Es fehlte sonst an Damen.

„Sie sind geradezu unentbehrlich.“  
 „Ei, Excellenz Streitbar?“ fragte Ehrentraut.  
 „Der zankt sich doch nur mit meinem Mann — außerdem kann er uns nichts mehr nützen; er wird nächstens nach Bromberg veretzt, streicht ihn aus.“

„Aber Blechern's, Langweilig's und Siebenschläfer's?“  
 „Die schreib auf. Die kommen doch nicht; sie lassen sich um diese Zeit immer entschuldigen, dann haben wir sie gleich für diesen Winter abgemagt.“

„Aber Sathlein's können wir nehmen, die esser spät und trinken beim Souper blos die Bouillon.“



„Derr Gott, Kind, und dann vor allen Dingen die Meyer. Die nimmt viel Platz weg, aber sie ist zu wichtig für untern Verein. Zum letzten Bazar für die Bekleidung von Bulgarenkindern schenkte sie ein silbernes Theeervis. Die dürfen wir nicht verpassen — bitte, Melinde, schreibe sie etwas höher hinauf, der Zettel könnte in unrechte Hände kommen.“

„Nun — wieviel sind es?“  
 „Zweiundachtzig, Mama.“  
 „Dann nimmt noch acht dazu; neunzig können voll werden, dreißig sagen ab, sechzig mögen immerhin kommen — zwei Rehräden muß ich doch geben.“

So war der Sturm entseßt. Der Rath aber lart ganz aus dem Geseße, ihn quälten wüste Träume und er begann die Tage zu verwirren. So glaubte er am Freitag, es sei erst Donnerstag und räumte seinen Schreibtisch nicht ab, auf dem er 692 Auschnitte aus alten russischen Zeitungen geordnet hatte, da er an einer Geschichte des Geschlechts der Bagratiden arbeitete.

„Ich habe sie alle im Kästorb“, beschwichtigte ihn Clotilde. „Aber liebes Kind, doch nicht nach dem Datum geordnet.“ „Verlangst Du denn etwa, daß ich um Detektivkenn ruffisch lernen soll?“

Auch was ihm sonst im Fiebertraum vorgeschwebt, erfüllte sich. Sein Cylinderbüreau wurde zur Vumengruppe und seine Bibliothek zum Springbrunnen umgearbeitet. Die Näthin deckte eben ein altes graues Bettisch als Untergrund über; seine Schlafstelle aber war bereits im Badezimmer hergerichtet. — „Diese zwei Nächte mußt Du schon in der Wanne liegen, lieber Eduard, es läßt sich nicht anders machen“ — sein Schreibgeräth und die Noten aus dem Ministerium lagen im Waschkorb daneben.

Kalter Schweiß trat auf seine Stirn. Er rettete sich auf die Straße, um den Clavierpieler zu besorgen, der am Sonnabend Abend, wo der Ball war, die Tänze anspielen sollte.

„Befehlen Sie einen zu zwei, drei oder vier Thaler — habe Alles auf Lager“, so empfing ihn Herr Mißklang, Inhaber einer Piano- und Künstler-Verleihanstalt. — „zu zwei Thaler: genial, stürmisch, aber noch etwas Anfänger, greift die Instrumente sehr an — Vist'sche Richtung“ — „zu drei Thaler: sanft, melancholisch, aber sehr ausdauernd“ — „zu vier Thaler: Gesellschafts-Clavierpieler von Fach, eminentes Genie in feiner Branche, wahrhaft unerschöpflich.“

„Um Gottes willen“, meinte der Rath, „nehmen wir den zu zwei Thaler, vielleicht hat das Vergnügen dann eher ein Ende — ich bin Vißzichärmer.“

„Gut, stelle Ihnen jungen Mann zu zwei Thaler, auf 9 Uhr — hat aber vorher noch zu tanzen — thut nichts, muß Krutkraft üben.“

Der Sonnabend kam. Der Rath fand sich in der eigenen Wohnung nicht mehr zu recht und wollte zur Auchenbühl hinaus, als er die Glarshandlung an hatte. Die Näthin nahm inmitten ihrer krassesten Salons die strategische Centralstellung wie Montihar Pascha am Madja-Dagh, die er geschlagen wurde, und lächelte von dreiviertel neun Uhr ab verbindlich, weil jeden Augenblick die Gäste kommen konnten. Ihre letzte Sorge war dahin, denn vor 5 Minuten traf noch der heiß ersehnte Kronleuchter und der Clavierpieler Vißzicher Richtung ein, welche beide bei Wittmeister Schurrbart's gekauft hatten. Dann war sie noch einmal hinausgeeilt, hatte ihrer Caroline einige Rippenstöße verleiht, der Köchin den Buttertopf verschlossen und dem Lohndiener die Flaschen zugegählt, aber drei mehr angegeben, weil er doch stiehlt.

Nun konnte sie ganz anmuthige Hausfrau liegende Gattin, zärtliche Mutter sein. Johann stand draußen, feiner als je; denn er hatte den Kammerdiener des Fürsten aus „Kabale und Liebe“ an, den die Näthin aus dem Vorstadt-Theater geliehen — ein wahrhaft genialer Einfall, den nur sie haben konnte. Er wartete auf die Gäste und berechnete in Gedanken, wieviel er vom Trinkgeld unter schlagen könne, ohne daß die anderen Dienstknechte es merken.

Jetzt ging die Glocke. Die sieben Unentbehrlichen kamen, im Bewußtsein ihrer Pflicht zuerst. „Gott sei Dank“, es fällt sich“, senkte die Näthin auf. Melinde und Ehrentraut eilten herbei, um die „süßen Freundinnen“ zu umarmen, und seuten sich im Stricken, daß die sieben meergrünen Kleider bei Licht recht verloren.

Dann folgten die drei Löwen der Saison, die noch kein weiblicher Batti



gebändigt: 1. Lieutenant Degenhardt, tapfer und gutmüthig, ausgezeichneter Tänzer, 2. der „listige Philipp“, — unwillkürlicher Kammergerichtsreferendarus, und 3. „Adolph mit dem lyrischen Tenor“, etwas hoch aufgeschwemmter Diplomat, ist stets heiter, wenn er singen soll, singt aber schließlich doch.



Der Lohndiener raffelte mit dem Thee herein. Lieutenant Degenhardt, der an Festabenden auch Witze macht, meinte, dieser Thee sei so schwach gewesen, daß er nicht allein aus der Kammer laufen konnte. Aber die Frau Ministerialdirectrix, Mutter der 7 Unentbehrlichen, bewies ihm das Gegentheil, da sie 6 Tassen ohne äußeres Hinderniß trank. „Strom der Gäste“ nicht mehr ab, feierliches Stimmengewirr lief durch den Raum. „Es ist doch zu hübsig bei Rath's“, küßerte die Baronin, wenn die Näthin es hörte, und „Gott wie geschmacklos“, wenn sie fort war. „Wirklich eine prächtige Wohnung“, äußerte sich der General v. Pulverrauch, wie er es jedesmal that, wenn er hier war, weil er nichts anderes zu äußern wußte. Daneben unterhielt man sich von Türken und Russen, dem Coloradoläser, der Aufhebung der Schwerekraft, dem Wetter und endlich auch von Wagner und Bayreuth. Jetzt war es Zeit zum Anfang — ein verächtliches Geräusch — das Pianino wird angekloppt, aber der junge Künstler ist zu oberdentlich musikalisch ist“, und der Herr Hofrath — (unverheiratet, leidliche Parthie) — pflanzt sich daneben auf. Adolph mit dem lyrischen Tenor war wieder heiter geworden — er wollte erst nachher singen. — Die Gäste strömten in die Thüre zum Salon.



„Nach der Mundhaltung zu schließen, ist's der Banderer“, meinte der listige Philipp. Adolph mit dem lyrischen Tenor kimmerte sich gar nicht darum. „Du kennst Du diesen Engel?“ wendete er sich an Degenhardt, der sofort die Mädchen musterte. „Wein, den hier auf der Lampe“ — „Ach so — ja; die Lampe muß ich kennen!“ „Natürlich, vorgestern Abend stand sie bei Deinem Commanneur auf dem Sopha.“ „Hebe sie doch einmal auf, es sieht's keiner.“ „Wahrhaftig: Fidor Kitt, Verihanstalt für elegante Gesellschaftsanstaltungen, Silberzeug mit und ohne Wappen, solibe Preise.“ — Endlich kamen die Leiten. Banquier Schön nebst Frau. Er hatte zwar seinem Namen von Jugend auf seine Ehre gemacht, Sie aber um



so mehr. Das wußte er, darum verdankte er der guten Gesellschaft seine angelebene Position und war sicher, jedesmal eingeladen zu werden. Wenn man drei Fabriken, sechs Rittergüter, zwei große Wagentische und mehrere Bergwerke besitzt, kann man in Deutschland, wo bekanntlich das Pulver und die Unbescheidenheit erkunden sind, Alles haben. Noble Equipagen und eine schöne Frau gehören aber zur aristokratischen Ausstattung. Jetzt kann's los gehen — die Schlacht beginnt; der Jüngling zu zwei Thalern nimmt Platz und sprengt im ersten Anlauf drei Saiten. Die Jugend wirbelt wie toll herum, die schönen Mädchen tanzen sich zu Tode, die guten gähnen in den Ecken. Die Ballmütter pflanzen sich an den Wänden auf, wie die Kanonen auf den Wällen von Paris, rechnen die Parthien aus und wieviele beide zusammen haben. Die Ballväter legen nach der Uhr und stehen in den Ecken. Der „listige Philipp“ tanzt nur Extratouren, Adolph mit dem lyrischen Tenor verpaßt jeden Walzer,



um die Stimme zu schonen, Degenhardt aber übernimmt ihre Portion mit für sich und engagirt die schöne Käthe Sathheim zum achten Male; denn sie ist auch reich.  
 In den Reihen sitzen Johann und der Vohndiener mit kleinen Kuchen und mit dem Eis herum, das sie aber fortziehen, wenn Jemand zu viel nehmen will. Die Ballväter halten sich an die Borte.



In des Rath's ehemaligem Zimmer vor dem Springbrunnen allein bleibt ein stilles Klagen, das Eldorado der Alten; da kann man doch noch Boston geipiet.  
 Die Käthin leitet das Ganze, wie der General seine Truppen. „Es ist Zeit zum Aufrücken“, rüffelt sie um 7/12 Uhr mit ganzer Energie dem Vohndiener zu, „sonst werden sie zu hungrig und die beiden Mehlruden reichen nicht.“ Der Chor der Ballväter setzt schon nach Speise und Trank; seine Wiener verkünden ein großes Desastre für die warmen Schüsseln. Endlich öffnen sich die Thüren des Speisesaals und ein „ah!“ wirtlicher Ueberbahrung läßt sich hören; — ein schimmernder Glanz an den Wänden und auf der Tafel; — das Silberzeug mit Wappen.

Der Rath, der vor Müdigkeit schon ganz conus ist, sagt erkannt zu seiner Nachbarin: „aber das muß man sagen, die Leute sind wirklich schon eingerichtet.“ Er vergaß es ganz, daß er zu Hause war, doch die Dame an seinem Arme, die Generalin, merkte es zum Glück nicht. Sie meinte, er spräche von der Gige und sagte: „ja ein kleines Gewitter könnte nichts schaden.“



Gruppe der Ballväter.  
 Professor Cuckstalt. (Nicht ein neues Conventualenlexikon heraus.)  
 General v. Balderausch. (Erzählt nach 7 Jahren noch immer von Meg.)  
 Delegationstisch v. Flug. (Das eine Allianz mit Tamis angekreht und ist deshalb verabschiedet worden.)

Das Wort „Gewitter“ erinnerte den Rath an seine Frau. Es fiel wie Schuppen von seinen Augen. — Dieser Speisesaal war sein eigener den er mit Johann angetragen, sonst aber war Alles — geborgt!  
 Vor Ermattung aßen die Wenigsten, die Lieutenanten, die Referendarien, der Clavierbieler und die fremden Esern. Alles Uebrige dankte, und die beiden Mehlruden reichten wirtlich. Als sie vorüber waren, wendete sich die Käthin verbindlich lächelnd zu ihrem Gatten. „Wie war's jetzt mit einem Gläschen Champagner, lieber Eduard, — ich dächte, Du jänbelst noch ein paar Flaschen in Deinem Keller?“  
 Der Rath sperre Nase und Mund auf, als er von „seinem Keller“ sprechen hörte. Johann, der Tölpel, aber beugte sich über seine Herrin und fragte ganz laut: „Soll ich alle drei auf einmal bringen, gnädige Frau?“ wofür er zu Neujahr natürlich entlassen wurde.  
 Um 1/2 wurde von Tische aufgestanden. „Jetzt noch drei Stunden Corillon, dann ist Alles überstanden,“ höhnte der Rath innerlich — „Gott sei gedankt.“  
 So „amüfirt“ man sich in Berlin.  
 28. v. D.



# Daheim-Anzeiger.

Bis Freitag Abend  
 in Leipzig eintruffende Posten haben  
 Aufnahme in die acht Tage darauf  
 erscheinende Nummer.

Insertionspreis  
 für die vierzeilige Reklamzeile  
 oder deren Raum  
 60 Pf.

**Verne Französisch!**  
 Wir empfehlen zu diesem Behufe die  
 in G. D. Römer's Buchhandl. in Wien  
 zu haben ist. Jede Anzahl erhaltene  
 Schrift:  
**Der geschichte Franzose,**  
 oder die Kunst, ohne Lehrer, in zehn  
 Tagen französisch lesen, schreiben und  
 sprechen zu lernen. Preis 20 Pfennige.  
 Wir empfehlen nur die in diesem  
 Verlage erschienenen Werke:  
 Der geschichte Engländer, 6 Rth. 60 Pf.  
 Der geschichte Holländer, 2 Rth. 90 Pf.  
 Der geschichte Italiener, 2 Rth. 50 Pf.  
 Der geschichte Spanier, 4 Rth. 80 Pf.  
 Der geschichte Portugieser, (Sonder-  
 abdruck) 60 Pf.  
 Bei Franco-Einführung des Betrag  
 folgt Franco-Zustellung mit Freiband.

**Meyers Hand-Lexikon**  
 Zweite Auflage 1878  
 gilt in einem Band Auskunft über jeden Gegen-  
 stand der menschlichen Kenntnis und auf jede Frage  
 nach einem Namen, Begriff, Fremdwort, Ereignis, Dat-  
 tum, einer Zahl oder Thatsache augenblicklichen  
**Bescheid.** Auf ca. 2000 kleinen Oktaven über  
 60,000 Artikel, mit vielen Karten, Tafeln und Beilagen.  
 24 Lieferungen, à 50 Pfennige.  
 Subskription in allen Buchhandlungen.  
**Verlag des Bibliographischen Instituts**  
 in Leipzig.

Verlag von Otto Wigand in Leipzig.  
 Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.  
**Die**  
**Deutschen Prozeßordnungen.**  
 mit  
 Erläuterungen und Beispielen  
 zum  
 praktischen Gebrauch für Juristen sowie  
 zum Verstandnis für Nichtjuristen.  
 von  
**M. Delius,**  
 Kreisgerichtsrath. (2125  
 Gr. 80. 25 Bogen. Preis 4 Rth. 50 Pf.)  
 Allen Juristen als Uebersetzungshülfe, sowie  
 allen denen, welche Kenntnißnahme der Rechts-  
 verhältnisse haben wollen, bestens empfohlen.  
 Geben erschienen, herausgegeben vom Com-  
 plexum der Pfalz:  
**Glaubenszeugnisse**  
**des Fürsten Bismarck.**  
 Die von demselben Herrn. Veram heraus-  
 gegeben:  
**Glaubenszeugnisse**  
**unseres Kaisers Wilhelm**  
 haben innerhalb 3 Monaten 11 Auflagen er-  
 stellt. Jetzt wie diese sind zu beziehen durch  
 den Buchhandlung W. Neumann, Neudamm in Weis-  
 sersheim, Bayer. Rheinl., in 1 1/2 Rth. für je  
 25 Exemplare. Unter 25 Rth. werden nicht  
 versandt. Zulassung gefordert auf Namen des  
 Bestellers. (2125)

**Nacht! 1001 Nacht!**  
 Neue vollständige Ausgabe der be-  
 rühmten arabischen Erzählungen.  
 Herausgegeben von  
**König & Herrling,**  
**4 starke Bände Classik-Form-**  
**mat: Familien-Ausgabe.**  
 Statt 9 Mark für 3 Mark 75 Pf.  
 in 2 prachtvollen rothen Lei-  
 nwandbänden mit reichster Goldpre-  
 ge statt 13 M. 50 Pf. für nur 6 Mk.  
 Zu diesem Preise zu beziehen von  
 jedwem Verlagsbuchhändler (2015)  
**Fr. Eugen Köhler,**  
 Buchhändler  
 in Gera — Untermhaus.

Sinnen 14 Tagen wird im Selbstverlage des Verl. ausgegeben:  
**Dr. H. Sidtmann als Impfgegner vor dem Polizeigerichte:**  
**Weshalb ich meine Kinder nicht impfen lasse.**  
 Meine Antwort als Arzt und Vater auf meine gerichtliche Vorladung  
 und auf eine landrätliche Verfügung betr. Impfungsergung.  
 Von Dr. H. Sidtmann in Elmild, Reg.-Bez. Baden,  
 Ritter des Reichs Adlers Ordens, Inhaber des Ehrenkreuzes, Oben-Mitglied des med.  
 Allg. Vereins in Berlin.  
 Preis 1 Mark, in Partien billiger. (2140)  
 Der Betrag ist zur Unterstüzung der Agitation gegen den Impfsinnz bestimmt.

**Glocke von Bronze**  
 Gew. 150 Kgr., schätzb., zu verkaufen.  
 Kreuzstraße 6. Braunschweig.  
 Bossa, Waser. (2139)



Der innere Zusammenhang und die notwendige Verbindung zwischen Theologie und Socialwissenschaften.

86 Seiten. Von R. Todt, Pastor. Pr. 90 Pfge. ist lecher erschienen. Nötig in jeder guten Buchhandlung. Bei Einschubung des Betrages in Marken liefert franco der Verleger. Karlsruhe 12. 10. 77.

Was willst du werden?

Die Berufsarten dargestellt von Männern des Berufs, herausgegeben von Mönster. I. Die Berufsarten des zehnten. Studien 2. Aufl. 3 M. Anhang dazu der Student 60 Pf. II. Die Berufsarten des Geschäftlebens (Kaufmann, Buchhändler, Landwirth, Verkehrswesen, Soldat, Seemann). 2 M. III. Berufsarten der Kunst 1 M. IV. Berufsarten des Ingenieurs u. Technikers 60 Pf. V. Weibliche Berufsarten 80 Pf. Alle Abth. zusammen in Leinwandband 3 M. 50 Pf. Darmstadt bei C. Köhler's Verlag.

Die Besetzung u. behilflicher Unterstützung für die u. Jung wird kein Ding so viel, als J. C. Schloesser

Ebonit-Elektrophor

Schule und Haus. Die Aufstellung dieses neuen elektrischen Apparates in den Gymnasien, Real- u. Schülerschulen wurde bereits. 25. Jahrgang. Preussische Meisterungen ausgeführt und gewürdigt. Collection I mit 11 Nebenapparaten u. Unter. Preis 18 M. Collection II mit 9 Beleg. 10 M. Seite 50 ff. Bekannt gegen Nachahmung oder Entwendung des Betrages. Winterverleger Robert. Königsberg i. Pr. J. C. Schloesser, Wrehan. Zültau.

Portraits in Kreidezeichnung

Resp. i. Lebensgr. 20. 50. u. f. Holzschn. 20. 75. Seite 50 ff. Bekannt gegen Nachahmung oder Entwendung des Betrages. Winterverleger Robert. Königsberg i. Pr. J. C. Schloesser, Wrehan. Zültau.

Schwarzen chinesischen Thee

pe. Pfe. 2. 250. - Kart 7. [118]

Schöne Briefmarken

alter Länder zu den billigsten Preisen. Preisliste gratis und franco. [1071] Joh. Geils in Bremen.

Gliricin. Unjehlbares Mittel zur Vertilgung von Mäusen und Ratten. [1083] Kar. Adolph für Angeltiere. 24. Bienen von der Königl. priv. Adler-Apotheke (C. Heinersdorf) in Gulin, Meckl. Preis der Dose (circa 700 Gramm) 3 M.

Griechische Weine!

Unterzeichnete Firma beschäftigt sich mit deren Import. Dieselben sind von vorzüglicher Güte und grosser Schönheit. Um deren Bekanntheit zu erleichtern, versende für Mk. 17,10 incl. Flaschen, Kiste u. Verpackung 1 Probekistchen mit 12 ganzen Flaschen in 10 Sorten: Corinthin v. Corinth, Ella, kalliste, Vino di Bacco, Vino Santo und Vino Rose v. Santorin, Malvasier v. Misistra, Achaja Malv. weiss und roth v. Patras. Absolute Garantie für Reinheit und Echtheit. Preisbrochüre auf Wunsch franco. J. F. MENZER, Weingrosshandlung Neckargemünd.

Gasmotorenfabrik Deutz in Deutz bei Köln.

Esper unfern bayerigen „Atmosphärischen Gasmotoren, Entfern Langen & Otto“, fabricirt mit Otto's neuen Motor



Werkze dieser patentirten Gasmotors sind einfachste, leichteste Construction. Eine Wasserfundament in allen Stagen bewegter Theile anzuheben. Anwendung ganz gebräuchlich. Vollständig getriebener Gang. Keine Wartung. - Verzehrt kein Gasverbrauch. Die Maschinen werden geliefert in Größen von 1/2, 1, 2, 4, 6, 8 und mehr Pferdestark. Prospekte gratis. [1896]

Heilanstalt für Scrophul- und Hautkrankheiten zu Bad Kreuznach.

Das Hospiz des Marthahauses in Frankfurt am Main - Söfferstraße No. 28 - wird Damen, welche sich auf der Reise befinden, über kurze Zeit Aufenthalt in dieser Stadt zu versehen wünschen, und nicht länger Aufenthalt auf dem Lande machen, ein angenehmes und billiges Unterkommen. Preis täglich 3 Mark für das Zimmer mit Kost und Bedienung. Keine weiteren Nebenabgaben. Nach vorübergehendem Aufenthalt billiger. [2008]

Dr. Loh's Naturheilstalt Canstatt. Mässige Preise. - Prospecte gratis. Winterkuren. Für Sprachleidende Spracharzt Gerdt, Hagenburg. [2072]

Personal-Anzeiger des Daheim.

Pensionat für junge Mädchen in einem evangelischen Pfarrhause. Schöne Lage. - Erweiterung des Hausbesitzes, wissenschaftlicher Unterricht. Beste Empfehlungen durch die Eltern der Schülerinnen. Besuchen 200 Mark. Näheres durch Prospect. Anfragen unter F. G. 2125 besorgen die Daheim-Expeditionen. [2125]

Zur Rettung u. Besserung sehr krankhafter, leidet zur Erziehung seiner unsterblichen Töchter, sucht ein tücht. Beamter eine feingeb. tüchtig und fleißige u. mit den hierzu erforderl. Kenntn. u. Erfabr. in jeder Beziehung. Besondere Dame im Alter von 27-33 J., angenehme Beschäftigung, welche, verbunden mit den Umständen im Hause in, das nicht viel Geld das ihr geerbte Capital u. die Annehmlichkeit der Stell., sehr mehr noch die Zeit u. Freie zu überlassen. Besuche sie zu gewissen, Erfüllung der demselben verbund. Obliegenheiten bestimmt. Bezugs, empfindl. Resonanz, wollen unter Bezug, für Theilg. u. Bezug, die part. Verhältnisse, u. Kupfer, mit der Adr. D. 2120 bis zum 17. Nov. 77, an der Daheim-Exp. anfragen. [2120]

Ein Beamter sucht für sein Söhnchen und Kind eine gebildete Dame. Die Stelle passt event. am Besten für eine Wittwe mit 2-3 jähr. Kind. Gefäll. Anfragen sub. Chiffre G. 444 besendert die Nonnen-Expedition von Rudolf Woffe in Frankfurt a. Main. [2136]

Gesucht zum 1. November o. ein gebildetes, verheirathetes junges Mädchen, das in der Beaufsichtigung gründlich bewandert, etwas Sprechern kann und in der Beaufsichtigung der Hausfrau die Beaufsichtigung der Kinder gern übernimmt. Besuche mit Angabe über bisherige Thätigkeit, Lebensverhältnisse und Ansprüche wollen man unter L. Q. 659 in der Nonnen-Exped. von Saasferlein & Pogler in Wandsbeck abgeben. [2132]

Eine Kinderärztin mit guten Zeugnissen versehen, sucht in ihrer weiteren Ausbildung eine Stelle als Gehilfin in einem Kinderkranke oder Demobrenkalt. Gef. Anfr. unter Co. L. 2138 an die Daheim-Exp. [2138]

Ich suche gepöhlte, musikalische u. Ich empfl. Hausdamen, Gesellschafterinnen und Lehrkräften für's In- und Ausland. Postfach 1 M., Langsger. 13. [2129] verw. Bürgermeisterei Hall.

Ein i. d. Mädchen aus sehr achtb. Familie, in d. Küche erfahren, mündig, 1. Jan. eine Stelle o. Stelle d. Haus u. Geschäft, aus. Fremdl. Besucht, erwünscht o. groß. Gehalt. Adr. u. Adr. L. Kowalsky, Bismarck. [2124]

Ein christl. geistl. Kindermitt. u. verheir. Mann, 3 Kinder, 25 Jahr beim Tode mit großer Besorgn., mit dem besten Bes. versehen, wünscht zum 1. Jan. d. d. Administration resp. Beaufsichtigung von Wägen von dreif. gekanntes Drais od. Drais zu übernehmen. Gef. Anfr. u. D. N. 2137 an die Daheim-Exp. [2137]

Servische Bitte an Alle, die einer geistlichen, kirchlichen, Wittwe u. deren 5 kleinen Kindern durch Beibringen zu einer Wohlthätigkeit ein Stück zu geben bereit sind. Jede Gab. u. wägen 50 Pf. in Briefmarken, nimmt als Beleg mit dem innigsten Danke entgegen. Maria Freuss, Pfarrscheider. Altesgath, Döhringen. [2124]

Verlagsgesellschaft unter Verantwortlichkeit von Otto Klasing in Leipzig. Druck von G. Schöner in Leipzig.

Der heutigen Daheimnummer liegt eine Anzeige empfehlenswerther Bücher aus dem Verlage von Wilhelm Deich (Weiser'sche Buchhandlung) in Berlin bei, deren Durchsicht wir allen Daheimlesern empfehlen. [2122]